Hans-Peter Märgner

Wohin der Weg sie führte …

Eine kleine Danksagung

Ein Dankeschön gilt den Zeitzeugen, die sich hier an dieser Arbeit beteiligt haben. Sie waren immer offen für Gespräche und Fragen. Ein Dank geht auch nach Polen, wo Frau Ewa Rosinska für mich im Bereich meiner Geburtsstadt recherchiert hat. Sie hat mir die Unterlagen in polnischer Sprache geschickt. Ich fand hier zwei Übersetzerinnen und einen Übersetzer, die das Polnische lesbar für mich machten, Frau Wöhler, Frau Ciechanowski und Herr Seweryn.

Bei den folgenden Institutionen bedanke ich mich für die kostenlosen Bilder, Karten und Berichte besonders: Dierig–Holding AG, Augsburg – Westermann Verlagsgruppe Diercke, Weltatlas – Bistum Mainz – Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Meine Schwester, Ilse verh. Schulte, hat das Manuskript aktiv gelesen und wo es notwendig war, verbessert. Mein Dank gilt ebenso den Archiven und Kolleginnen und Kollegen der Geschichtswerkstatt für die geleistete Hilfestellung.

Ein besonders großer Dank geht auch an meine Frau Dagmar, die mir geduldig die Möglichkeit gab, mich mit der Materie zu beschäftigen.

Hans-Peter Märgner, Exter im April 2016

Hans-Peter Märgner

Wohin der Weg sie führte …

Neue Heimat nach Flucht und Vertreibung

Umschlagbild: 1999 - I. Schulte – Allee im heutigen Bielawa (Langenbielau), s.S.80ff.,frühere»Kirschallee«

ISSN 1619-7828 – Beiträge zur Ortsgeschichte – Nr. SD17

Herausgegeben von der Geschichtswerkstatt Exter e. V., Vlotho

Herstellung Books on Demand, Norderstedt

© 2016 – Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsübersicht

Erstes Buch

Wo die Deutschen im Osten siedelten 7

Ordensland 10

Blicke in die Vergangenheit 11

Ost- und Westpreußen – Pommern – Schlesien

Nach dem Ersten Weltkrieg 15

Zweiter Weltkrieg 16

Polnische Zeitzeuginnen berichten 19

Geflüchtet 20

Zeitzeugen in Exter: Flucht aus Ostpreußen 24

Otto Steiner 24

Was ist Heimat? – Geschichte: Abschruten/Bitzingen, Kreis Pillkallen/Schloßdorf, Ostpreußen

Manfred Brandt – Flucht aus Ostpreußen 1945 29

»Rette sich wer kann« – Geschichte: Preußisch Holland

Gerd Maroske 38

Wohin die »Reise« geht? – Zur Geschichte: Lauenburg

Wilfried Weger 42

Der lange Weg nach Exter – Geschichte: Sorenbohm

Joachim Woldt 49

Eberswalde, Mark Brandenburg April 1945 – Geschichte: Eberswalde

»Kind, versprich mir, dass du dich erschießt …« 58

Horst Kixmöller 60

Exter – Kamöse und zurück – Geschichte: Kamöse

Der Krieg ist zu Ende 65

Erika Brandt 67

Die letzten Kriegstage und die Zeit danach Geschichte: Alt Reichenau

Eine weitere Zeitzeugin 74

Der Weg ins Ungewisse – Geschichte: Kindelsdorf.

Edith Köpke 76

Die Vertreibung nach Exter - Geschichte: Neundorf

Ilse Schulte/Hans–Peter Märgner 80
Unsere Zeit in Langenbielau – Eine kurze Flucht
Wieder in Langenbielau – Unser Vater (Max Märgner)
Vertreibung – In Exter – Exter-Hagenmühle
Geschichte: Langenbielau

Zweites Buch

Kriegs- und Nachkriegszeit in Exter 105
Flüchtlinge und Vertriebene. 113
Und wie war es in Exter? 114
»Alte« Exteraner erzählen 115
Ingrid Siepmann – Marlene Ortmann
Zeitzeugin – Ernst Kuhlmann
Notunterkünfte 122
Es tut sich was 123
Siedlungsbau
In der Schule wird es eng 127
Kirchen 131
Evangelisch-Lutherische Kirche – Katholische Kirche St. Hedwig
Das »normale« Leben in Exter in den ersten Nachkriegsjahren 134
Bund der Vertriebenen – Es geht weiter
Reisen in die alte Heimat 140
Zeitzeugen unterwegs 141
Otto Steiner 1994 (Bitzingen)
Ilse Schulte 1997 (Langenbielau)
Was in Polen geschah 150
Leben der Deutschen in Polen 151
Zwei Zeitzeugenberichte 152
Der lange Schatten des Krieges 155
»Toter sucht Angehörigen«
Das Trauma bricht sich Bahn 157
Das Vergangene ist nicht tot
Ein zwanghaftes Verhalten (Hortungszwang)
Krieg unvermeidbar? 159
Literaturliste – Illustrationen, Bildzitate und -quellen – Namen, Orte 161

Vorwort

»Wir leben in einer Epoche des Endes der Zeitzeugen«, sagt der polnische Historiker Robert Traba. Er meint damit die Generation, die Krieg, Flucht, Vertreibung und Nachkriegszeit selbst erlebt hat. Unseren Kindern und Enkeln bleibt also nicht mehr viel Zeit um Fragen zu stellen. Wenn die betroffene Generation abgetreten ist, werden in vielen Familien Fragen offen bleiben.

So erging es auch mir. Als meine Eltern nicht mehr lebten und ich begann, meine Erinnerungen aufzuschreiben, merkte ich, dass es im Leben meiner Eltern etliche weiße Flecken für mich gab, die ich nicht mehr mit Farbe füllen konnte.

Bei meinen Befragungen zu diesem Buch hörte ich oft das Argument: »Es lohnt sich nicht zu schreiben, denn die jungen Leute interessieren sich nicht für die Vergangenheit.« Oft stimmt es auch, denn in jungen Jahren hat man oft anderes im Kopf. Aber auch Kinder und Enkel werden älter, nur ist dann oft niemand mehr da, der ihnen etwas von »Damals« erzählen könnte. Dieses Buch soll auch dazu anregen, selbst zur Feder zu greifen, um den Nachkommen etwas zu hinterlassen.

Eigentlich hätte es viel früher erscheinen müssen, als die Erwachsenengeneration noch lebte. Die hier auftretenden Zeitzeugen waren damals noch Kinder oder junge Erwachsene. Sie sehen oft die Geschehnisse anders als die Eltern oder Großeltern. Doch viele schreckliche Erlebnisse brannten sich auch in Kinderseelen ein.

Nach dem Krieg herrschte oft das große Schweigen, Erlebtes wurde verdrängt. Erst im Alter brechen sich die erschütternden Erinnerungen ihre Bahn. Im letzten Kapitel dieses Buches wird über Traumatisierungen durch den Krieg berichtet.

Die Reihenfolge der Zeitzeugen entspricht den Daten von Flucht und Vertreibung.

Das Buch beginnt aber mit einer, für diese Schrift abgestimmten kurzen Geschichte von der» mittelalterlichen Ostsiedlung« bis hin zum Zweiten Weltkrieg. Es erhebt keinen Anspruch auf eine vollständige Geschichtsschreibung. Über diese Themen haben Historiker umfangreiche Werke geschrieben. Im Anhang des Buches befindet sich eine kleine Literaturauswahl.

Seit der »Wende« und der Öffnung der Grenzen, besonders im Osten, wird über das Kriegsgeschehen und dessen Folgen neu nachgedacht. Eine deutsch-polnische Kommission arbeitet an einem gemeinsamen Geschichtsbuch für den Schulunterricht. Über die Verbrechen auf beiden Seiten kann heute schon besser gesprochen werden, obwohl nicht alles aufgearbeitet ist. Auch in diesem Buch werden dramatische Ereignisse beschrieben. Sie sollen keine gegenseitige Schuldzuweisung sein, sondern aufzeigen, wie zerstörerisch Kriege und ihre Folgen sind. Machtmenschen, im Großen wie im Kleinen, sollte man kritisch begegnen.

Hans–Peter Märgner

Abb. 1: Ostsiedlung um 1300. Oben im Bild: Der Lokator hat vom Grundherrn eine Urkunde erhalten und beginnt mit der Gründung eines Dorfes. – Unten im Bild: Der Lokator wird als Richter gezeigt.

Erstes Buch

Wo die Deutschen im Osten siedelten.

Durch die starke Bevölkerungszunahme im Mittelalter aufgrund der mittelalterlichen Warmzeit, der Dreifelderwirtschaft, besserer Technik von landwirtschaftlichen Geräten und im Handwerk, Wind- und Wassermühlen, kam es zu einer Abwanderung von Bevölkerungsteilen, die keine günstige Perspektive mehr im eigenen Land sahen. Begünstigt wurde sie durch das damalige Erbrecht, das oft nur den ältesten Sohn als Erben vorsah. Viele Kinder, wenig Land.

Abb. 2: Ostbesiedlung

Die Besiedlung des Ostens wurde früher in der deutschen Geschichtsforschung als »deutsche Ostsiedlung« bezeichnet. Immer mehr setzt sich nun der Begriff »Ostsiedlung« oder »mittelalterliche Ostsiedlung« durch.[1] Einer der Gründe ist, dass auch aus anderen Ländern Siedlungswillige in den Osten zogen. Die Besiedlung setzte im 12. Jahrhundert ein. Landesherren, kirchliche und adelige Grundherren beauftragten sogenannte Lokatoren, denen sie Dörfer oder Landesteile zuwiesen. Der Lokator hatte die Aufgabe neue Siedler anzuwerben. Dafür erhielt er vom Grundherren zehntfreie Hufen, oft auch das Dorfgericht, das mit dem Dorfkrug (regional Kretscham) verbunden sein konnte, oder örtliche Gewerbebetriebe sowie das Mühlen- und Schankrecht.

Die Siedler hatten viele Freiheiten. Sie erhielten Marktrechte und Zollfreiheit. Für eine bestimmte Zeit brauchten sie oft dem Landesherren keine Abgaben entrichten. Sie konnten den ihnen zugewiesenen Besitz an ihre Nachkommen vererben. Es wurden ihnen auch die Selbstverwaltung und eigene Rechte zugestanden.

Das Leben in der neuen Heimat war nicht einfach. Schon die Fahrt in den Osten war sehr beschwerlich. Dort angekommen, mussten oft erst Wälder gerodet und Sümpfe trockengelegt werden. Ein alter Siedlerspruch belegt dieses harte Leben: »Der Vater findet den Tod, der Sohn hat noch Not, erst der Enkel hat das Brot«. [2] Die überwiegende Phase der Ostbesiedlung lief größtenteils friedlich ab, es wird aber auch in Teilen der Gebiete von Verdrängung der einheimischen slawischen Bevölkerung berichtet. [3]

Von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis Ende des 14. Jahrhunderts ist in dieser Hauptphase der Ostbesiedlung der deutsche Siedlungs- und Sprachraum um mehr als ein Drittel erweitert worden.

»In allen Rechts- oder institutionellen Städten des 13. Jh. waren die Ober- und der größte Teil der Mittelschicht deutscher Herkunft, selbst in Gebieten ohne größere deutsche Bauernsiedlung waren deutsche Zentren entstanden«. [4]

---

1 OME–Lexikon@uni–oldenburg.de

2 Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl, »Die Deutschen im Osten Europas«; Der Spiegel, Goldmann Verlag, München 2013

3 wie vor

4 OME–Lexikon@uni–oldenburg.de

Abb. 3: Der Staat des Deutschen Ordens

Bis Ende des 14. Jahrhunderts entwickelten sich für Jahrhunderte dichte deutsche Siedlungsgebiete in Ost- und Westpreußen, Ostpommern, der Neumark, Schlesien und Teilen Böhmens und Mährens. [5] Die Ostbesiedlung geriet Ende des 14. Jahrhunderts unter anderem durch die Pest–Epidemie ins Stocken. [6]

Ordensland

Im 13. Jahrhundert erobert der Deutsche Orden auf Drängen des polnischen Teilherzogs Konrad von Masovien das Land der heidnischen Prussen.

---

5 Stefan Guzy, Computergenealogie 3/2013 S. 7

6 Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl; Die Deutschen im Osten Europas, Der Spiegel, Goldmann, München 2013

Er holte sich Pommerellen samt Danzig, Estland, das zu Dänemark gehörte, Gotland und die Neumark. Der deutsche Orden errichtete auf diesen Gebieten ein eigenes Staatsgebilde.

Im 15. Jahrhundert hatten sich deutsche Städte und Adelige zum Preußischen Bund zusammengeschlossen. Dieser erklärte 1454 dem Deutschen Orden den Krieg. Hilfe erhielt der Bund vom polnischen König. Da der Orden seine Söldner nicht mehr bezahlen konnte, verpfändete er seine bis dahin nicht eroberte Marienburg den Söldnern. Die verkauften die Burg an den polnischen König.

Im Zweiten Frieden von Thorn erhielt der Orden nur noch einen Rumpfstaat im östlichen Teil mit Königsberg. Der westliche Teil Preußens mit Pommerellen, dem Ermland und den Hansestädten Danzig, Elbing und Thorn fiel als »Preußen königlichen Anteils« an das Königreich Polen. Die vertraglichen Regelungen von Thorn bewirkten einen Jahrhunderte langen Kampf um die Vormachtstellung in Nordosteuropa.[7]

Blicke in die Vergangenheit [8]

Ost- und Westpreußen.

Während der Reformation wurde das Land des Ordens ein Herzogtum als polnisches Lehen und kam später an die Kurfürsten zu Brandenburg. Der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg ließ sich 1701 in Königsberg zum König Friedrich I. krönen. Jetzt übernahmen auch andere Teile Brandenburgs den Namen Preußen. Im Pestjahr 1708 starben viele Einwohner und das Land war nur noch dünn besiedelt. Um die Bauernstellen wieder zu besetzen holte Preußen viele Glaubensflüchtlinge ins Land. Außer Schweizern, Holländern oder Süddeutschen kamen auch rund 15000 protestantische Salzburger (Exulanten) ins Land. Westpreußen gehörte als Königliches Preußen nach dem Thorner Frieden 1466 zur polnischen Krone und wurde von Deutschen und Polen besiedelt.

---

[7] Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl; Die Deutschen im Osten Europas, Der Spiegel, Goldmann, München 2013

[8] Zusammenfassung zur Geschichte der ehemaligen deutschen Gebiete östlich der Oder–Neiße–Linie aus denen die hier befragten Zeitzeugen stammen

Abb. 4: 2010 – Marienburg (heute: in Malbork, Polen)

Nach der Ersten Teilung Polens 1772 fiel das Königliche Preußen an das Königreich Preußen und wurde Westpreußen genannt. Der östliche Landesteil mit Ermland hieß nun Ostpreußen.

Nach der Zweiten Teilung Polens 1793 kamen Danzig und Thorn zu Westpreußen. Durch die Einwanderung verschiedener Volksgruppen entwickelte sich eine multikulturelle Gesellschaft, die ihrem Glauben nachgehen und ihren volksmäßigen Charakter beibehalten durfte. Nach den Napoleonischen Kriegen 1815 änderten sich Teile der Landes- und Provinzgrenzen.

Nach dem Ersten Weltkrieg bestimmte der Versailler Vertrag von 1919, dass überwiegende Teile Westpreußens an das neu begründete Polen fielen, Danzig wurde zur freien Stadt erklärt. Der verbliebene östliche Teil von Westpreußen wurde Ostpreußen zugeschlagen. Aus den westlichen Teilen entstand die Grenzmark Posen–Westpreußen. Ostpreußen war durch den polnischen Korridor vom Reich abgetrennt. Einige Gebiete Ostpreußens gingen an Litauen und Polen. Nach 1945 wurde der südliche Teil Ostpreußens polnisch, das

nördliche Gebiet mit Königsberg wurde von den Russen besetzt. Das Memelgebiet fiel an die Litauische Sozialistische Sowjetrepublik.[9]

Pommern

Im 14. Jahrhundert wurde Pommern von einer hinter- und einer vorpommerschen Herrscherdynastie regiert. Als das Herrschergeschlecht 1637 erlosch, kam das östliche Gebiet des Landes zu Brandenburg, während der westliche Teil unter der Besatzung Schwedens blieb. Die Oder war die Grenze. Nach der Besetzung durch Napoleon und nach seinem Sturz kam Pommern zu Preußen und wurde in drei Regierungsbezirke Köslin, Stettin und Stralsund eingeteilt. Nach dem Einmarsch der Roten Armee 1945 und der Potsdamer Konferenz zur Neuaufteilung Europas fielen die Gebiete Pommerns östlich der Oder an Polen. Die Grenzziehung an der Odermündung entsprach durch Duldung der Sowjetunion nicht den Vereinbarungen und so kam Stettin auch zu Polen. Durch den Deutsch–Polnischen Grenzvertrag ist der Grenzverlauf festgelegt worden. Der westliche Teil Pommerns wurde mit Mecklenburg zu einem neuen Land vereint.[10]

Schlesien

Während der Völkerwanderungszeit siedelten germanische Vandalen und ab dem 6. Jahrhundert slawische Stämme in Schlesien. 950 wurde das Land von den polnischen Piasten erobert und christianisiert. Durch das polnische Erzbistum Gnesen/Gniezno entstand 50 Jahre später das Bistum Breslau(Wroclaw), das die Grundlage bildete für die politischen Einzelterritorien Schlesiens.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts geriet Schlesien unter den Druck des erstarkten Polens und des böhmischen Königs. Die schlesischen Piastenherzöge gliederten nach 1327 ihre Gebiete an Böhmen an. Im 12. und 13. Jahrhundert holten die Landesherren deutsche, aber auch flämische und wallonische Siedler nach Schlesien. Mit den Siedlern kamen neue Anbaumethoden, Handwerkstechniken und alteuropäische Rechtstraditionen ins Land.

---

[9] Reinhard Wenzel. Verein f. Familienforschung in Ost- u. Westpreußen, Computergenealogie 3/2013

[10] H.-D. Wallschläger Pommerscher Greif, Computergenealogie Ausgabe 3/2013

Niederschlesien war bis zum Ende des 15. Jahrhunderts durch die Neuansiedlung und Assimilation der heimischen Bevölkerung überwiegend deutschsprachig, während Oberschlesien bis auf die geschlossenen deutschen Sprachgebiete wieder polnischsprachig geworden war. Schlesien wurde ein Zentrum von Wirtschaft, Handel und städtischer Entwicklung. 1556 fiel Schlesien an die Habsburger.

Während der Reformation, in der sich der Protestantismus in Schlesien ausbreitete, kam es immer wieder zu konfessionellen Auseinandersetzungen mit den dortigen Fürsten. Im dreißigjährigen Krieg wurde das Land schwer verwüstet. In den drei Schlesischen Kriegen beendete Friedrich II. die österreichisch–böhmische Periode des Landes und begründete durch ihre Eroberung Preußens Großmachtstellung in Europa. Er führte Militär-, Verwaltungs- und Wirtschaftreformen durch. Durch die Napoleonischen Kriege wurde Schlesien von Verbündeten Frankreichs besetzt. Schlesien gehörte 1815 – 1866 zum Deutschen Bund, 1866 – 1871 zum Norddeutschen Bund und ab 1871 zum deutschen Kaiserreich.

Im 18. Jahrhundert war Schlesien eine führende Industrieregion, die aber durch verschiedene politische und wirtschaftliche Entwicklungen zunehmend verfiel. Im Weberaufstand entluden sich die sozialen Spannungen hauptsächlich in den Weberstädten Peterswaldau und Langenbielau. In Oberschlesien befand sich das größte Steinkohlenvorkommen Europas, sowie Eisen- und Zinkvorkommen. Die Industriealisierung hatte ein starkes Bevölkerungswachstum zur Folge.

Nach dem Ersten Weltkrieg trat Deutschland in Folge des Versailler Vertrages Gebiete an die Tschechoslowakei und das wiederbegründete Polen ab. Mit drei militärischen Erhebungen versuchten polnische Einheiten 1919 – 1921 ihren Forderungen nach einem Anschluss Oberschlesiens an Polen Nachdruck zu verleihen. Bei der Volksabstimmung 1921 stimmten 59,4 % für einen Verbleib bei Deutschland. Trotzdem beschlossen die Alliierten nach der Empfehlung einer Völkerrechtskommission die Abtretung eines Gebietes mit über 800.000 Einwohnern und einem großen Teil des Industriereviers.

Nach der Machtergreifung der NSDAP begann auch in Schlesien die Umstrukturierung. 1939 war das Land Aufmarschgebiet für den Angriff auf Polen. Nach dem Zusammenbruch der Ostfront besetzte die Rote Armee Schlesien und stellte es anschließend unter polnische Verwaltung.

Viele Einwohner waren schon geflüchtet. Die verbliebene Bevölkerung wurde ab 1946 zum größten Teil vertrieben.[11]

Nach dem Ersten Weltkrieg

In der Vergangenheit kam es immer wieder durch politische Machtansprüche, nationalistisches Denken und religiösen Fanatismus zur Vertreibung von Minderheiten oder anders Denkender. Nach dem 1. Weltkrieg tagten 1919 die Siegermächte in Paris. Hier sollte eine neue Friedensordnung geschaffen werden. Interessen wurden abgestimmt, Gebiete neu zugeteilt und Grenzen verschoben.

In den Jahren 1772, 1793 und 1795 hatten Preußen, Österreich und Russland Polen unter sich aufgeteilt. Nun hatte Polen seine staatliche Souveränität wiedererlangt.

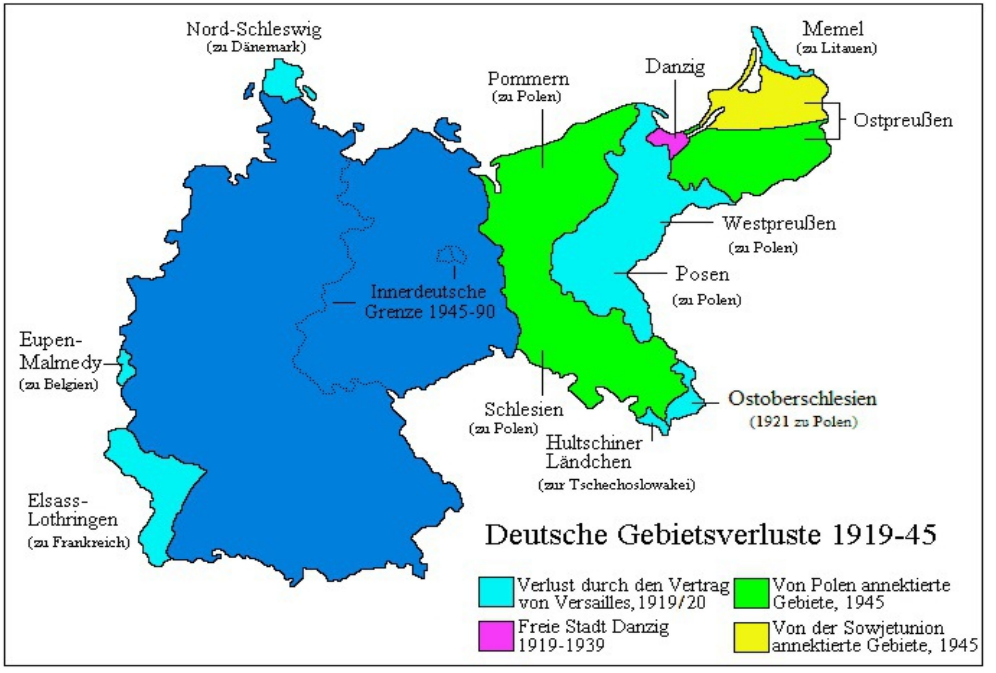


Abb. 5: Gebiet des Deutschen Reiches bis 1918

---

[11] Detlef Haberland, Heinke Kalinke, Matthias Weber, Tobias Weber: Schlesien. In: Online–Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2011. URL: online–lexikon.uni–oldenburg.de

Deutschland musste Posen und große Teile Westpreußens an Polen abgeben. Danzig wurde unter dem Mandat des Völkerbundes zur freien Stadt erklärt und ein Korridor trennte nun Ostpreußen vom Reich. Die Alliierten teilten Oberschlesien auf. 30 % der Fläche und 46 % der Bevölkerung kamen an Polen. Große Industrieregionen mit Bergwerken und Hüttenwesen wurden polnisch. Fünf Millionen Deutsche lebten nun in anderen nationalen Staaten und waren jetzt eine Minderheit.

Da so viele Menschen deutscher Nationalität außerhalb der Reichsgrenze lebten, hatten die Politiker in Versailles ein Minderheitenschutzprogramm erlassen, das aber oft nicht eingehalten wurde. In der Tschechoslowakei und in Polen wurden die Deutschen oft benachteiligt.

Lloyd George, der britische Verhandlungspartner in Paris, hatte vor übertriebenen Gebietsansprüchen gewarnt, denn er ahnte: Deutschland wird »wenn es das Gefühl hat, dass es im Frieden von 1919 ungerecht behandelt worden ist, Mittel finden, um seine Überwinder zur Rückerstattung zu zwingen«. Es würde die »Saat eines künftigen Krieges« gelegt. Der kam schneller als erwartet und er wurde menschenverachtender und grausamer geführt als bisherige Auseinandersetzungen.[12]

Zweiter Weltkrieg

Noch 1934 schloss der im Vorjahr an die Macht gekommene Adolf Hitler einen Nichtangriffspakt und Freundschaftsvertrag mit Polen. Nach der Annexion von Österreich und der Tschechoslowakei begann am 1. September 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg. Damit setzte eine Massenvernichtung und Massenbewegung von Millionen von Menschen ein. Im August 1939 unterzeichneten Ribbentrop und Molotow den Nichtangriffspakt mit den Sowjets. Dieser Hitler–Stalin Pakt sah in einem Zusatzprotokoll die Teilung Polens vor. Die Besetzung Polens gehört zu den schrecklichsten Kapiteln des Nazi–Terrors. Polen verlor 18 % seiner Bevölkerung. Die Wehrmachtssoldaten nahmen, wenn sie beschossen wurden, oft Rache an der Zivilbevölkerung.

---

[12] Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl, Die Deutschen im Osten Europas, Der Spiegel, Goldmann, München 2013

Abb. 6: Reichsgau Wartheland

Sie steckten Dörfer in Brand, nahmen Geiseln und erschossen sie. »Ein deutscher Soldat des Infanterieregiments 41 notierte: ›Überall werden polnische Soldaten und Zivilisten herausgezogen. Als die Aktion beendet ist brennt das ganze Dorf. Am Leben bleibt niemand, haben auch alle Hunde erschossen‹«.[13]

---

13 Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl, Die Deutschen im Osten Europas, Der Spiegel, Goldmann, München 2013

Abb. 7: vor 1945 – Vertreibung polnischer Männer und Frauen mit ihren Kindern aus dem Wartheland

In den ersten Kriegstagen wurden 15000 in Polen lebende Volksdeutsche in das östliche Polen verschleppt und 5000 ermordet. Alfred-Maurice de Zayas hat erschütternde Berichte in sein Buch aufgenommen. [14]

Um für die Volksdeutschen Platz zu schaffen wurden Hundertausende Polen und Juden enteignet und ins Generalgouvernement abgeschoben oder ermordet.[15] Nur einen Koffer durfte jeder Deportierte mitnehmen und eine Decke. Mit Ausnahme des Eherings war die Mitnahme von Wertsachen verboten.[16]

---

[14] Alfred–Maurice de Zayas, Anmerkungen zur Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, W. Kohlhammer–Verlag 1986, 2. Auflage 1987.

[15] Mathias Beer, Flucht und Vertreibung der Deutschen, Verlag C.H. Beck 2011

[16] Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl, Die Deutschen im Osten Europas, S. 175, Der Spiegel, Goldmann, München 2013

Polnische Zeitzeuginnen berichten [17]

Bericht 1

Sie ist gerade fünf Jahre alt, als ihr Vater, angesehener Arzt und Wissenschaftler an der Posener Universität, als Widerstandskämpfer von den Nationalsozialisten hingerichtet wird. Ihre Mutter wird verhaftet. Die blonde und blauäugige Aloida gilt als »rassennützlich«.

Sie wird von ihren vier Geschwistern getrennt und kommt in ein »Lebensborn«–Heim in Westpommern. Dort erhält sie einen anderen Nachnamen (Vorname Alice). Als »Geschenk des Führers« wird sie einer deutschen Familie zur Adoption übergeben. Sie erhält nun wieder einen anderen Nachnamen und geht ab Herbst 1944 zur Schule. Die leibliche Mutter Alodias überlebt Auschwitz und Ravensbrück.

Nach Kriegsende sucht sie zwei Jahre nach ihrem verschleppten Kind. Kurz vor Weihnachten 1947 hat sie Erfolg. Aloida kehrt in ihre fast vergessene Familie zurück und muss ihre Muttersprache neu lernen. Den Kontakt zu ihrer deutschen Familie gibt sie nie auf. Bis heute ist sie »Kind mit zwei Müttern«.[18]

Bericht 2

Eine weitere Zeitzeugin wurde am 1. Januar 1928 im galizischen Kolomea geboren. In Ihrer Lebensgeschichte verdichten sich zahlreiche Aspekte des Nazi–Terrors: Ghetto, Deportation, Flucht, Zwangsarbeit in Deutschland und schließlich die jahrzehntelange Suche nach ihrem Bruder Salek. Als Dreizehnjährige kommt sie Ende 1941 mit ihren Eltern in das Ghetto ihrer Heimatstadt Kolomea in Ostpolen (heute Ukraine). Ihr Leben hätte eigentlich im September 1942 im Vernichtungslager Belzec enden müssen, wo zwischen März und Dezember dieses Jahres 600.000 Juden ermordet wurden.

Nach Auflösung des Ghettos wird sie mit ihren Eltern in den Todeszug nach Belzec getrieben und überlebte, weil ihr Vater sie aus dem Zug wirft.

---

[17] Dem Bistum Mainz liegen aus Interviews mit Zeitzeugen (Namen dort bekannt) Berichte vor, der Autor dankt für die Freigabe für dieses Buch.

[18] www. bistummainz.de

Es folgt eine Odyssee durch Galizien, bis sie schließlich mit einer falschen Identität als Zwangsarbeiterin ins Deutsche Reich kommt und überlebt. Die Eltern und ihr Bruder Pawel werden ermordet.

Ihre Geschichte endet aber nicht 1945. Ihre Lebenserinnerungen umfassen ein halbes Jahrhundert. Ghetto, Zwangsarbeit, Stalinismus. Vor allem das Weiterleben mit den unauslöschlichen traumatischen Kindheits- und Jugenderfahrungen prägen die Erzählung. Sie hat physisch überlebt – das Weiterleben war Fluch und Segen zugleich. 1994 klingelt das Telefon – ihr tot geglaubter Bruder Salek ist am anderen Ende der Leitung. Er hat nach langer Flucht in Großbritannien gelebt.[19]

Am 17. September 1939 wurde Polen auch von der Sowjetunion überfallen. Russland und Deutschland teilten das Land auf. Etwa 1,2 Millionen (die Zahlen schwanken) polnische Bürger wurden von den Russen deportiert.[20] 1941, am 22. Juni, eröffnete Deutschland den Krieg gegen die Sowjetunion. Nach anfänglichen Erfolgen galt die verlorene Schlacht um Stalingrad 1942/43 als psychologischer Wendepunkt des Krieges.[21]

Geflüchtet

Obwohl Joseph Goebbels am 18. Februar 1943 den »totalen Krieg« ausgerufen hatte, wurden die Zweifel am »Endsieg« größer. Im Frühsommer stand die Rote Armee bereits an der russischen Grenze und im Westen hatten die Alliierten im Juni eine zweite Front aufgebaut. 1944 rückte die russische Armee bis an die Grenze von Ostpreußen vor. [22] Als die Soldaten die Grenze überschritten, wurde der Ort Nemmersdorf zum Inbegriff von Gewalt. Die sowjetischen Soldaten erschossen wahllos Kinder, Frauen und die älteren Männer im Dorf. Frauen wurden mehrfach vergewaltigt und anschließend getötet. Das war der Auftakt der sich steigernden Gewaltaktionen.[23]

---

[19] Ebd. R. Wermuth–Burak, Im Mahlstrom der Zeit, Hrsg. A. Bauer u. St. Heizmann, Verlag Pro–Business, Berlin 2005

[20] de.wikipedia.org/wiki/Sowjetische_Besetzung Ostpolens

[21] Christa Pöppelmann, Drittes Reich, 2011 Compact Verlag GmbH München

[22] Moritz Hoffmann, Als der Krieg nach Hause kam, S. 13, Ullstein, Berlin 2015

[23] Mathias Beer, Flucht und Vertreibung der Deutschen, Verlag C.H. Beck 2011

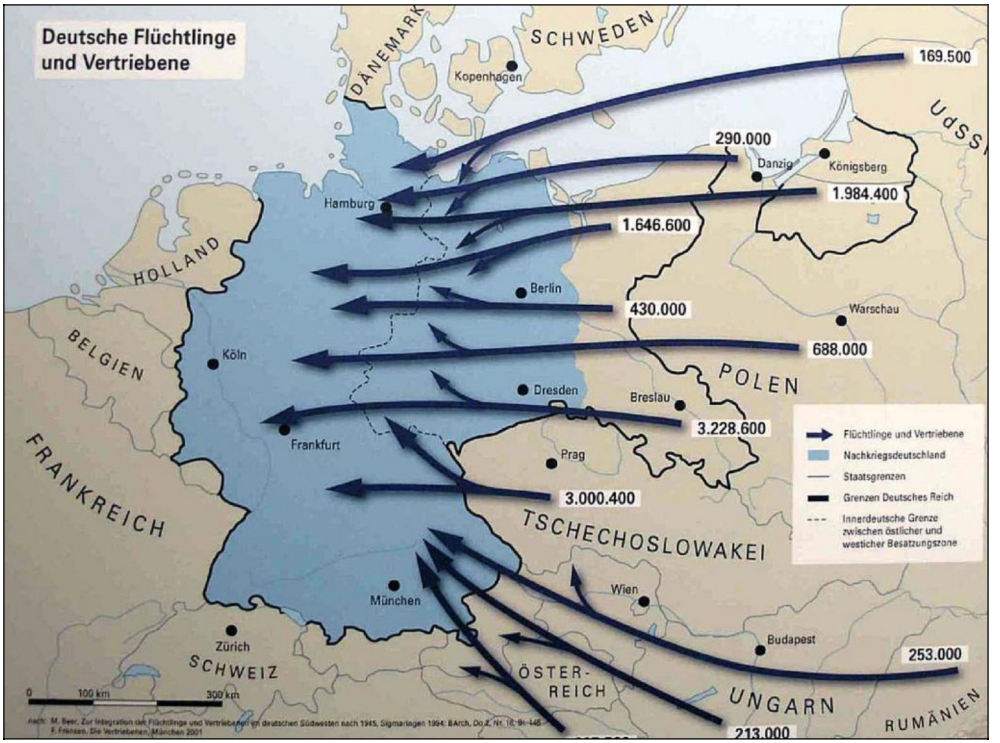


Abb. 8: 1944ff. **–** Fluchtbewegungen

Abb. 9: um 1945 – Flucht durch den Schnee

Die große Flucht vor der Roten Armee setzte ein. Als die Front näher kam versuchten viele Menschen verzweifelt, den russischen Soldaten zu entkommen. Der NS–Gauleiter Koch hatte die rechtzeitige Evakuierung verhindert. Koch: »Wer hier noch einmal von Räumung spricht, ist ein Verräter.« [24] Bis Anfang 1945 flohen aus den Ostgebieten vier bis fünf Millionen Menschen.

Der russische Marschall Georgi Konstantinowitsch drohte den Deutschen an: »Die Zeit ist gekommen, mit den deutsch–faschistischen Halunken abzurechnen. Groß und brennend ist unser Hass. Wir haben unsere niedergebrannten Städte und Dörfer nicht vergessen. Wir gedenken unserer Brüder und Schwestern, unserer Mütter und Väter, unserer Frauen und Kinder, die von den Deutschen zu Tode gequält wurden. Wir werden uns rächen für die in den Teufelsöfen, für die in den Gaskammern Erstickten, für die Erschossenen und Gemarterten. Wir werden uns rächen für alles.« [25] Seine Soldaten nahmen ihn beim Wort.

Die Flüchtlingstrecks wurden immer länger. In der Kälte verließen die Menschen Haus und Hof. Leiterwagen, Schlitten und Karren waren bepackt mit Nahrung und Haushaltsgegenständen. Viele verloren ihr Leben, weil gegnerische Panzer und Tiefflieger in die Gruppen schossen

Einziger Ausweg für viele Flüchtlinge in Ostpreußen war die Frische Nehrung, die schmale Landzunge an der Ostsee, erreichbar über das zugefrorene Frische Haff. Aber auch hier wartete der Tod.

Eine Betroffene erzählt: »Die Geschosse und Eisstücke krachten auf dem Blechdach des Wagens. Schüsse, Schreie und Kreischen durchbrachen die Stille der Nacht. Es war sich immer jeder selbst der Nächste, um so schnell wie möglich das brüchige Eis verlassen zu können. Im Morgengrauen kam nun erst der fürchterliche Anblick: Leichen über Leichen, Menschen und Pferde. Oft stachen nur noch die Wagendeichseln aus dem Eis, der Tod hatte reiche Ernte gehalten.«

Die Rettung per Schiff setzte zu spät ein, 500.000 hatten die Flucht über das Frische Haff geschafft.

---

[24] www.magistrix.de »Dokumente«

[25] Andeas Kossert, Ostpreussen, Geschichte und Mythos, Siedler, EBOOKS, 2009

Abb. 10 -- 12:
um 1945 – Flucht
…

… über das
Frische Haff

… mit der Bahn

… mit dem Schiff

Nach den Luftangriffen auf die Wartenden in den Häfen hatte man liebe Not, die Toten unter die Erde zu bekommen, berichtet ein Marineoffizier: »Die Truppe war so abgestumpft, dass die tote Frau und das verblutete Kind überhaupt nicht mehr zählten« [26]

Auch in Schlesien, in Pommern oder anderen Gebieten begleiteten Angst, Vergewaltigungen, Hunger, Erschießungen oder Demütigungen die Flucht. Viele erlebten beides, Flucht und Vertreibung. Die deutschen Soldaten zogen sich zurück und so waren manche Straßen verstopft und für die Trecks gab es kein Weiterkommen. Sie wurden oft von den Russen eingeholt. Viele Flüchtlinge zogen zurück in die Heimat, andere wurden zurückgeschickt. Es war oft ein heilloses Durcheinander.

Zeitzeugen in Exter: Flucht aus Ostpreußen

Otto Steiner – Was ist Heimat?

Unser Bauernhof war einer der 35 Höfe in der Gemeinde Bitzingen, Kreis Schloßberg in Ostpreußen. Das Dorf lag ca. 15 km von Schloßberg entfernt. Wir waren 10 Kinder. Zu Essen und zu Trinken gab es reichlich, aber wenig Geld. Zur Schule bis zum Nachbarort waren es zwei Kilometer. Mein Vater sagte immer »lernt gut«, denn jeder muss einen Beruf haben. Das haben wir alle geschafft.

Mit Tieren, Garten und Feldern sind wir groß geworden. Wir hatten Pferde, Rinder, Schweine, Schafe, Kaninchen, Gänse, Enten, Hühner, Katzen und einen Hofhund und mussten alle helfen, die Tiere zu versorgen. Sie sind uns ans Herz gewachsen. In dem großen Garten hatte jedes Kind ein Beet. Unter Anleitung unserer Mama haben wir gesät und gepflanzt. Welche Freude beim Ernten.

Auf dem Feld mussten die größeren Kinder helfen beim Kartoffeln aufsuchen oder Rüben aufladen. Tiere, Garten, Felder waren unsere Heimat. Erzogen sind wir alle nach den Zehn Geboten. Wir sind gläubige Evangelische. Dann kam der Tag der Flucht. Gerade an meinem 15. Geburtstag, am 21. Oktober 1944 mussten wir alle unsere Tiere verlassen.

---

[26] Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl, Die Deutschen im Osten Europas, S. 210 Der Spiegel, München 2013

Abb. 13 a

Abb. 13 b

Abb. 13 d

Abb. 13 e

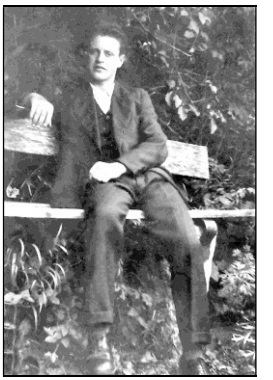


Abb. 13 c

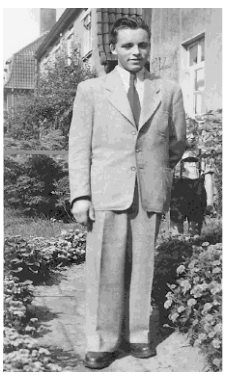


Abb. 13 g

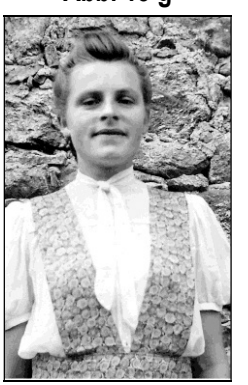


Abb. 13 h

Die zehn Kinder
der Familie Steiner
(o. J.)

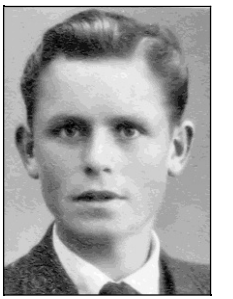


Abb. 13 f

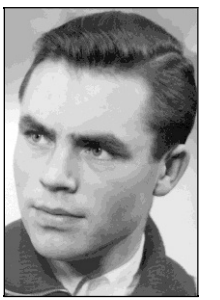


Abb. 13 i

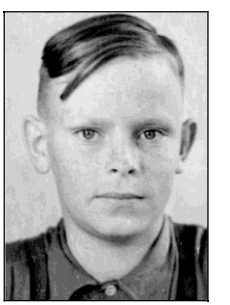


Abb. 13 j

Lottchen (a)
Erich (b)
Fritz (c)
Hugo (d)
Paul (e)
Otto (f)
Max (g)
Hildchen (h)
Heinz (i)
Walter (j)

Wir haben sie losgebunden und die Scheunentore geöffnet. Unser Wagen war mit dem Nötigsten gepackt, die Pferde eingespannt und los ging es. Alles verlassen und nicht mehr zurück kommen. Aus der Heimat vertrieben zu werden ist unmenschlich. Krieg ist schon schlimm, aber Menschen vertreiben ist gegen die Würde des Menschen.

Nun begann die Flucht. Was heißt das? Unsere Familie ist überall in der Welt, aber keiner weiß wo. Auf dem Wagen waren Papa, meine Schwester und ich. Meine Mutter fuhr mit den vier kleinsten Kindern mit der Bahn. Vier Brüder waren bei den Soldaten. Es bestand lange Zeit keine Verbindung. Handys gab es damals nicht. Wir fuhren oft unter schwierigen Bedingungen von Tieffliegern angegriffen. Acht Wochen brauchten wir, um über die Weichsel nach Hinterpommern zu kommen. Dort haben *wir* in einem guten Quartier überwintert.

Als die Straßen schneefrei waren, mussten wir weiterfahren. Wir wollten nicht. Wir wollten nach dem Krieg zurück in unsere Heimat. Aber wir fuhren. Unterwegs kam die deutsche Militärpolizei und hat meinen Vater und mich mitgenommen. Mein Vater musste noch in den Krieg und ich zur militärischen Ausbildung nach Bayern.

Die Fahrt der anderen ging weiter. Meine Schwester fuhr jetzt den Wagen. Sie hatte von Pferden wenig Ahnung. Aber unsere Nachbarn von Zuhause haben geholfen. Mit zehn Bauern bildeten sie einen Treck. Die größten Helfer waren die kriegsgefangenen Polen. Die Fahrt ging über die Oder bis nach Ducherow, wo die Russen den Treck eingeholt hatten. Sie haben unsere Pferde mit dem vollen Wagen einfach weggenommen. In Ducherow (Vorpommern) sind die Familien für immer geblieben.

Mein Vater war zwei Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft. Er kam abgemagert bis zum Skelett wieder. Ich kam damals, nach unserer Festnahme, nach Bayern zur militärischen Ausbildung am Gewehr und an der Panzerfaust. Dann wurden wir in einem Wäldchen an einer Hauptstraße abgesetzt und sollten auf die Panzer der Amerikaner schießen. Aber unser Kommandeur hat uns das strengstens verboten. Als die Panzer kamen, sind wir mit erhobenen Händen hingegangen. Die Amerikaner gaben uns Schokolade und Zigaretten und sagten: »Boys, go home.« Dann war der Krieg zu Ende.

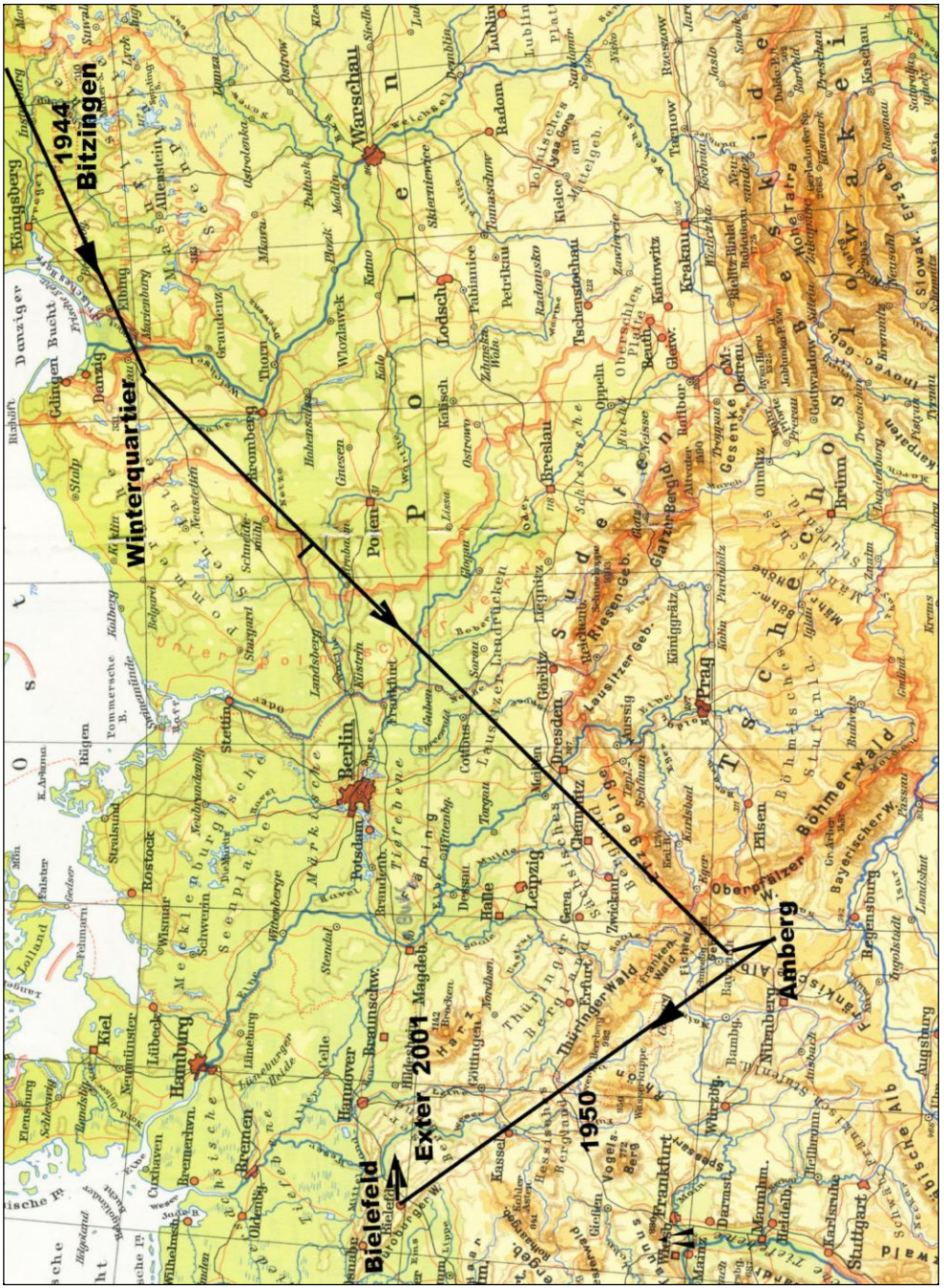


Abb. 14: Ostpreußen – Amberg (Bayern) – Bielefeld – Exter

Jetzt musste sich unsere Familie wiederfinden. Eine Tante in Berlin und das Rote Kreuz haben uns sehr dabei geholfen. Meine Mutter hatte sich mit den vier Kindern in den Bayrischen Wald durchgeschlagen. Da bin ich dann hingegangen. Ich habe drei Jahre bei einem Bauern gearbeitet und dann in Amberg die Lehre zum Mechaniker gemacht. Danach bin ich nach Bielefeld gefahren, wo schon vier Brüder von mir wohnten. Meine Mutter zog mit den vier Kindern nach Ducherow. Es war kaum zu glauben, aber alle Familienmitglieder hatten Krieg, Flucht und Vertreibung überstanden.

In Bielefeld ging es schnell vorwärts. Hier bildete ich mich zum Industriemeister fort und habe dann als Qualitätssicherheitsfachmann gearbeitet. Ich war nie arbeitslos und habe nie gestreikt. Hier lernte ich meine Hildegard kennen und wir haben 1953 geheiratet. Wir bekamen drei gesunde Kinder. In Bielefeld haben wir 50 Jahre gelebt.

Unser Sohn Ralf erhielt 2001 die Pfarrstelle in der Gemeinde Exter, bekannt durch die Autobahnkirche. Er hat uns nach Exter geholt. Es war ein Glücksfall. Hier in der Landluft, umgeben von Bauern und netten Leuten, fühlen wir uns wohl. So viele Freunde und Bekannte hatten wir noch nie. Wir sind in Vereinen und Gemeinschaften aufgenommen worden. Dann die schönen Bäder und Kurhäuser in der Nähe. Auch in die schönen Gaststätten kehren wir gerne ein. Wir sind sehr glücklich und freuen uns, unseren Lebensabend hier zu verbringen.

Zur Geschichte: Abschruten/Bitzingen, Kreis Pillkallen/Schloßdorf, Ostpreußen

Auf dem Schlossberg in der Nähe der Stadt gab es vermutlich eine preußische Fliehburg. Später wurde die Anhebung Mühlenberg genannt, weil auf ihr drei Mühlen standen. Die Stadt Schlossberg hat ihren Namen von dieser Erhebung bekommen und die Mühlen in das Stadtwappen aufgenommen. Die Streusiedlung »Schloßbergk« wird 1516 erstmals urkundlich erwähnt. 1559 wird die Siedlung zum Kirchdorf erhoben. Die Pestepidemie 1709 bis 1711 forderte viele Opfer.

Der Ort Pillkallen wird 1818 Kreisstadt. Weil den Nationalsozialisten der Name nicht deutsch genug war, wurde der Ort 1938 in Schloßberg umbenannt und zur Kreisstadt erhoben. So ging es auch der landwirtschaftlichen Siedlung Abschruten. 1838 wurde sie ebenfalls umbenannt, in Bitzingen.

Abb. 15: um 1930 – Luftbild vom alten Pillkallen

1939 hatte der Ort 111 Einwohner. Heute liegt er in der russischen Enklave Kaliningrad (früher Königsberg) und heißt Dobrovolsk.[27] Viele Flächen liegen immer noch brach. Das Kaliningrader Wochenblatt schreibt am 16. März 2015: »Während einer Sitzung des landwirtschaftlichen Komitees der Kaliningrader Gebietsduma wurde informiert, dass sich der größte Teil der ungenutzten Flächen in Privatbesitz befinden. 40 Prozent der Besitzer befinden sich nicht in der Russischen Föderation, sondern irgendwo im Ausland ...« [28]

Manfred Brandt – Flucht aus Ostpreußen 1945

»Mein Heimatort ist Preußisch Holland in Ostpreußen. Unsere Wohnung lag im östlichen Stadtteil. Dort wohnte ich 12 Jahre zusammen mit meiner Mutter. Mein älterer Bruder und mein Vater waren Soldaten bei der deutschen Wehrmacht.

---

[27] www.wikipedia.org/wiki/Dobrowolsk

[28] www.kaliningrad–domizil.ru/portal/information/wirtschaft

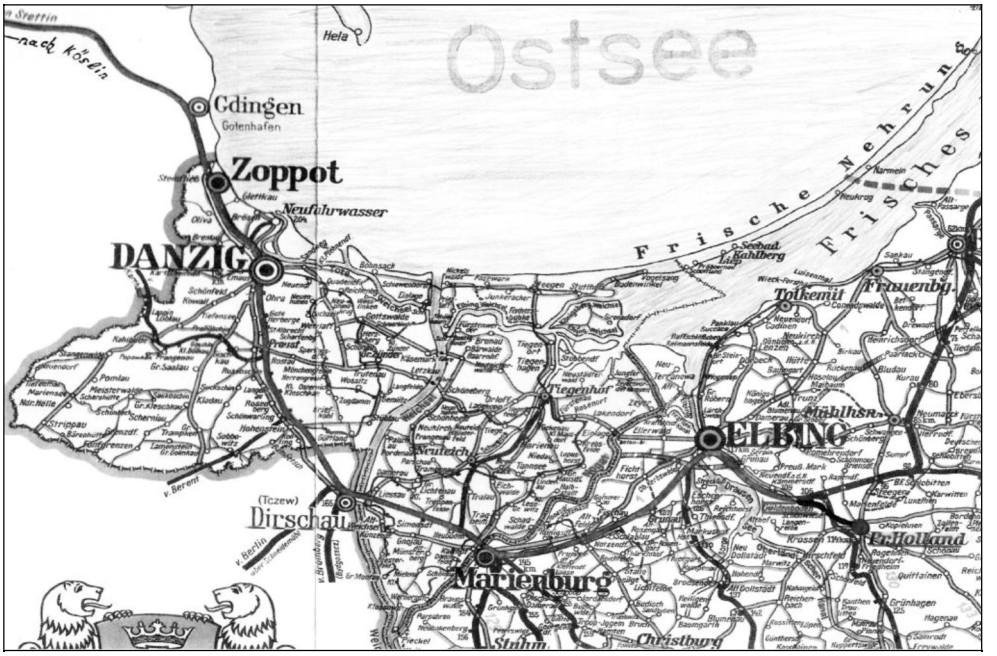


Abb. 16: Fluchtweg durch Ostpreußen

Die große russische Winteroffensive hatte begonnen, die Front rückte immer näher. Ende Januar 1945 begann die dramatische Flucht aus unserer Heimat. Bereits einige Tage vorher hatte meine Mutter zwei Koffer mit dem Nötigsten gepackt und auf zwei Rodelschlitten verladen.

Am Morgen des 25. Januars 1945 wurde die Bevölkerung aufgefordert sich in Richtung Bahnhof zu begeben. Dort sollten Züge bereit stehen. Am Bahnhof angekommen standen dort schon Hunderte von Flüchtlingen, meistens Frauen mit Kindern, die auf die Züge warteten. Ab und zu fuhren vollbesetzte Güterzüge durch mit deutschen Soldaten, die ebenfalls auf der Flucht vor der Übermacht der Roten Armee waren. Bei Temperaturen von minus 20 Grad warteten wir bis zum späten Nachmittag vergeblich auf einen Zug, der anhielt und uns aufnehmen würde. Bei Einbruch der Dunkelheit gingen wir wieder zurück in unsere Wohnung.

Inzwischen waren die Granateinschläge immer deutlicher zu hören, auch Geräusche von Kettenfahrzeugen und die Angst wurde immer größer. Dann kam am späten Abend über Lautsprecher noch einmal die Aufforderung zur Räumung der Wohnungen.

»Rette sich wer kann«

Eingepackt in wärmende Kleidung ging es zu einem anderen Bahnhof, dem im Nachbarort Güldenboden. Eine lange Schlange Flüchtlinge befand sich schon auf dem Weg dorthin. Die sternenklare bitterkalte Nacht war voll drohender Kriegsgeräusche. Erst zum Sonnenaufgang des nächsten Tages erreichten wir unser Ziel. Wir hatten einen Fußmarsch von 18 Kilometern durch Tiefschnee hinter uns. Wie am Vortag am Bahnhof in Preußisch Holland quoll auch hier der Bahnsteig über von wartenden Menschen. Wieder fuhren vollbesetzte Züge ohne anzuhalten vorbei.

Dann, am frühen Nachmittag, wurden wir von Beamten in Kenntnis gesetzt, dass ein Zug halten und uns aufnehmen würde. Wir müssten aber alle größeren Gepäckstücke zurücklassen. Nur kleines Handgepäck wäre erlaubt. Viel später, bei Sonnenuntergang, näherte sich erneut ein Zug und er hielt endlich an. Es war ein Güterzug mit offenen Waggons. Auf dem Bahnsteig entstand ein heilloses Gedränge, jeder wollte mit und wir fürchteten uns zu verlieren. Einige Wagentüren wurden geöffnet. Jeder wollte der Erste sein. Obwohl sich bereits Flüchtlinge innen befanden wurden noch mehr Menschen hinein gequetscht. An den Waggons, die nicht geöffnet waren, wurden Menschenleitern gebildet um hinein zu kommen. Kinder weinten, Erwachsene schrien und dazwischen Rufe: Beeilung, Beeilung, der Zug fährt ab. Meine Mutter hielt mich fest an der Hand. Wir fanden einen kleinen Platz zwischen Alten, Kranken, Frauen und Kindern. Schon wurden die Türen geschlossen. Wir hatten es geschafft .Der Zug fuhr an, ein letzter Blick auf das zurückgelassene Gepäck, es würde uns gewiss fehlen. Langsam ging es voran, Richtung Elbing.

In der Dunkelheit konnten wir feindliche Flugzeuge am Himmel erkennen. Nach einer knappen Stunde Fahrt hielt der Zug in einem blickgeschützten Waldstück. Dort verbrachten wir die nächste Nacht.

Russische Panzer hatten Elbing erreicht. Es wurde bitter gekämpft bis zum frühen Morgen, dann wurde es still, von Flugzeugen, Panzern und anderen Geschützen war nichts mehr zu hören und zu sehen. Jetzt machte sich allmählich Hunger bemerkbar. Essbares war nicht vorhanden und so stillten wir den Durst mit Schnee. Die ersten Todesopfer waren zu beklagen. Säuglinge, alte Menschen, sie wurden aus den Waggons gebracht. Ein furchtbarer Anblick, der sich uns unvergesslich einprägte.

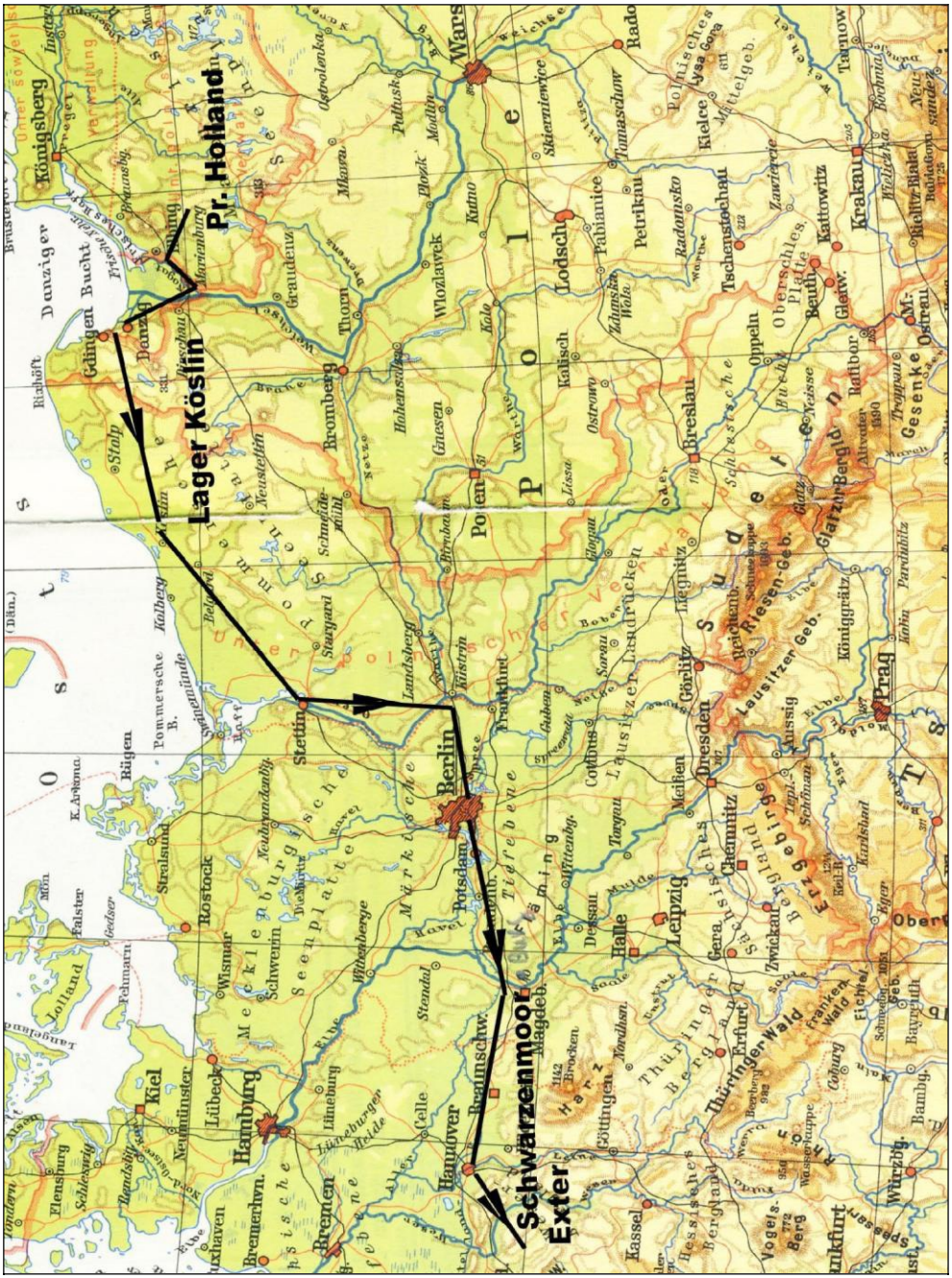


Abb. 17: Preußisch Holland – Köslin – Schwarzenmoor – Exter

Bald setzte sich der Zug wieder in Bewegung und wir erreichten Elbing. Hier waren die Spuren der nächtlichen Kämpfe unübersehbar. Beidseitig der Strecke waren brennende Panzer und Lastkraftwagen, abgeschossene Flugzeuge, die zerstörte Stadt und viele zu Tode gekommene Soldaten zu sehen.

Die Fahrt Richtung Marienburg ging nun sehr langsam voran. Die Straßen entlang der Bahnlinie waren verstopft mit Flüchtlingstrecks, Wehrmachtsfahrzeugen und Soldaten, die sich Richtung Westen bewegten. Dafür mussten alle die Nogat überqueren. Wegen gesprengter Brücken wurde versucht über das Eis hinüber zu kommen.

Doch hatten zuvor feindliche Flugzeuge das Eis stellenweise bombardiert, um die Möglichkeit der Flucht abzuschneiden. Viele Flüchtlingstrecks und deutsche Soldaten sind durch russische Tieffliegeer beschossen und getötet worden, andere ertranken im eiskalten Wasser der Nogat.

Am nächsten Tag, es war der 28. Januar 1945 setzte sich der Zug in Richtung Weichsel/Dierschau in Bewegung. Es ging wieder sehr langsam voran, manchmal auch rückwärts. Am späten Nachmittag hielt der Zug wieder in einem Waldstück. Feindliche Flugzeuge waren zu sehen, sie hatten wohl ein anderes Ziel. Immer wieder fühlten wir uns durch Flugzeuge bedroht. Bei einbrechender Dunkelheit wurde es ruhiger. Eisig waren die sternklaren Nächte. Viele im Zug Erfrorene mussten im Schnee zurück gelassen werden.

Abends waren aus der Ferne Flugzeuggeräusche und Bombeneinschläge zu hören, bevor die Flugzeuge Richtung Ostsee abdrehten. Wir vermuteten, dass die Angriffe der Weichselbrücke bei Dierschau galten. Das würde das Ende der Fahrt bedeuten.

Als wir am nächsten Vormittag in die Nähe der Weichselbrücke kamen, waren die Bombentrichter entlang der Bahntrasse zu sehen. Überall waren Trecks, zurückweichende Wehrmachtsangehörige mit ihren Fahrzeugen, sowie Flüchtlinge zu Fuß unterwegs. Von denen war zu erfahren, dass die Weichselbrücke getroffen worden war und wohl nur noch ein Gleis befahrbar wäre. Nach stundenlanger Wartezeit fuhr der Zug an, bewegte sich langsam, mal vor mal zurück, bis er sich schließlich der Brücke näherte.

Im Schritttempo ging es auf die Brücke, Meter für Meter vorwärts. Mitten auf der Brücke bot sich uns das Grausamste der Flucht: Hunderte von Ertrunkenen, Pferdefuhrwerke, LKWs und sonstiges schwammen im eiskalten Wasser der Weichsel und dazwischen immer wieder Scharen deutscher Soldaten, die trotzallem versuchten, die Weichsel zu überqueren. Diese Bilder sind aus dem Gedächtnis nicht zu verdrängen.

Unser Zug fuhr sehr langsam und endlich kam das Ende der Brücke in Sicht. Erleichterung machte sich breit als die andere Flussseite erreicht war.

Nun ging es weiter in Richtung Danzig. Dort wurde ein längerer Stopp eingelegt und wir bekamen zum ersten Mal auf dieser »Reise« heißen Tee.

Danach nahm der Zug ordentlich Fahrt auf und ohne größeren Aufenthalt erreichten wir Köslin (Pommern).

Endstation. Aber erst noch mussten wir die Entlausung aushalten. Im dortigen Lager wurden wir von Mitarbeitern des Roten Kreuzes versorgt. Sie halfen Kontakte herzustellen mit Angehörigen im Westen. Dadurch fanden wir Kontakt mit meinem Vater, der zu der Zeit in Herford stationiert war. Wir blieben etwa drei Wochen im Lager Köslin. Ende Februar 1945 wurden wir einem Transport zugewiesen, der nach Berlin ging. Dort wurden wir von unserem Vater empfangen.

In einem LKW der deutschen Wehrmacht fuhren wir nach Herford. Zunächst bezogen wir ein Gästezimmer im Gasthaus »Mutter Rieso« an der Mindener Straße in Schwarzenmoor. Nach mehreren Vorsprachen beim zuständigen Amt wurde uns im gleichen Ort etwa drei Wochen später eine Zwei–Zimmer–Wohnung in der Nähe der Kirche zugewiesen. Dort wurden wir, sagen wir mal halbherzig, aufgenommen. Ganz langsam fanden wir Kontakt zu unserem Hausherrn.

Der Krieg ging zu Ende und nach einigen Wochen begann der Schulbetrieb. Ich war zwölf Jahre alt. Nun begann auch für mich der Schulalltag. Mein Schulweg war nur kurz, denn unsere Wohnung lag ganz in der Nähe der Schule. Im Frühjahr 1946 wurde ich konfirmiert und begann eine Lehre als Tischler, die ich 1950 mit dem Gesellenbrief abschloss. 1949 verstarb meine Mutter. Mein Vater erwarb 1958 das Baugrundstück an der Pivitstraße. Dort baute er ein kleines Eineinhalb-Familienhaus in das ich mit meiner Frau 1959 einzog.«

Abb. 18: um 1908 – Preußisch Holland, Markt

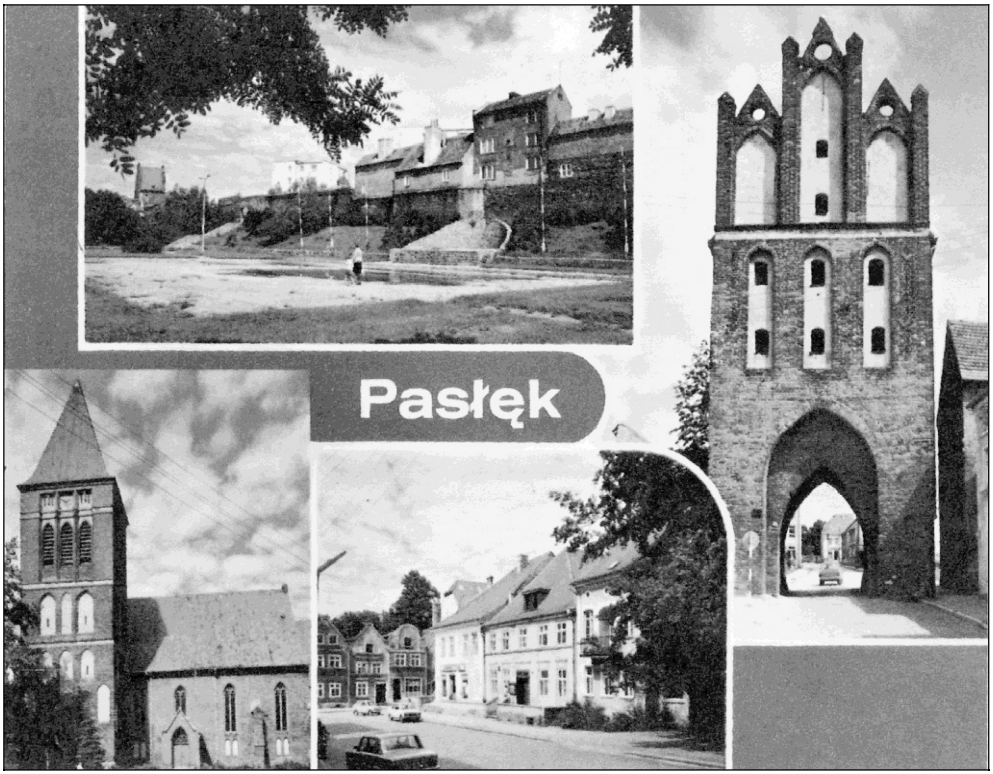
Zur Geschichte: Preußisch Holland

Der Kreis Preußisch Holland lag im Südwesten von Ostpreußen und gehörte zum Regierungsbezirk Königsberg. Im 1. bis 3. Jahrhundert lebten hier germanische Stämme, ab dem 6. Jh. die baltischen Prussen. Ab 1231 begann der Deutsche Orden das Gebiet der Prussen zu erobern. Ein Ordenshaus Passlock wird erstmals 1267 erwähnt. Die in der Nähe entstandene holländische Deichbauer-Siedlung bekam 1297 das Kulmische Stadtrecht. Nach der Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg 1410 besetzten polnische und litauische Truppen den Ort, der aber in den Grenzen des Ordensstaates blieb.

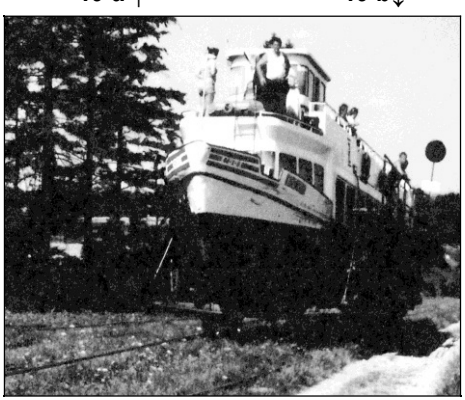
Immer wieder eroberten polnische Truppen die Stadt. Im polnisch–schwedischen Krieg besetzte der schwedische König Gustav II. Adolf die Stadt. Im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) eroberten die Russen Preußisch Holland, nach der Niederlage Preußens 1806 kamen die Franzosen als Besatzer. Von 1818 bis 1945 war Preußisch Holland ein preußischer Landkreis im Regierungsbezirk Königsberg. Am 23. Januar 1945 eroberte die Rote Armee die Stadt, sie kam am 1. Juni unter polnische Verwaltung. Heute heißt sie Paslek und gehört zum Landkreis Powiak Elblaski (Elbing). [29]

---

[29] de.wikipedia.org/wiki/Paslek und www.preussisch-holland.de/startseite.html



19 a ↑ **19 b↓** **19 c ↓**



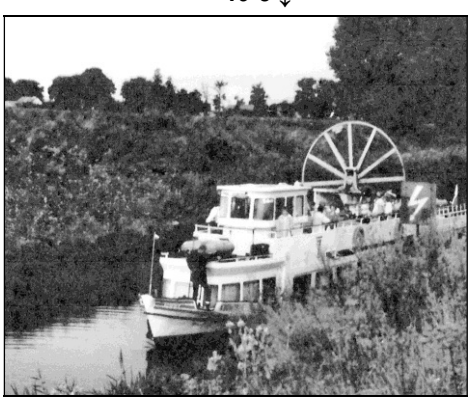


Abb. 19 a-c: o. J. – Der 129,8 km lange Oberländische Kanal in diesem Landkreis wurde 1844 – 1860 gebaut. Auf einem 9 km langen Teilstück waren 99 Höhenmeter zu überwinden. Über fünf Rollberge werden die Schiffe auf Schienen nach oben gezogen, als Antrieb dienen Wasserräder. Das Kanalsystem ist als Technisches Denkmal deklariert und steht unter Denkmalschutz.

Abb. 21: um 1910 – Geschäft des Großvaters von Gerd Maroske in Schwartow, Kreis Lauenburg

Gerd Maroske – Wohin die »Reise« geht?

Am 10. März 1945 begann von Lauenburg in Pommern eine »Reise« in eine ungewisse Zukunft. Die Front war nur noch fünf Kilometer entfernt und so nahm mich meine Mutter auf Anraten der sich zurückziehenden Soldaten an die Hand und mit leichtem Gepäck ging es in Richtung Danzig. Die Straßen waren durch die vielen liegengebliebenen Trecks und Militärkolonnen total verstopft und wir kamen erst nach drei Tagen und 45 Kilometern dort an. Da meine Mutter bis zum Schulabschluss in Danzig gelebt hatte, kamen ihr die Ortskenntnisse beim Suchen nach Schutz durch den pausenlosen Beschuss zugute.

Nach ein paar Tagen hatte sie dann auf dem Deck eines Schiffes mit verwundeten Soldaten einen Stehplatz für uns ergattert und die »Essberger« legte in Richtung Westen ab.

Acht Tage Ostsee mit Hoffen und Bangen, dass keine Mine oder ein Torpedo trafen und die angreifenden Flugzeuge nur leichte Munition hatten. Die »Essberger« kam durch und legte in einem dänischen Hafen an. Dänemark

war damals noch von Deutschland besetzt. Wir wurden versorgt, kamen nach Holstebro und wurden in einer Turnhalle untergebracht.

Der 9. Mai 1945 kam. Alle Ein- und Ausgänge wurden geschlossen bzw. durch dänische Soldaten bewacht. Zwei bis drei Wochen später ging es dann in ein Lager nach Gedhus auf Jütland. Dort hatte die deutsche Wehrmacht einen Flughafen angelegt und zur Unterbringung der Bewachungssoldaten Baracken aufgestellt. Dieses Gelände war nun mit Stacheldraht eingezäunt, durch bewaffnete Posten abgesperrt und die Baracke 10, Zimmer 24, wurde bis zum Sommer 1947 mit 20 Internierten je Raum unser neues Zuhause.

Die drei Westzonen nahmen ohne den Nachweis der Unterbringung/Familienzusammenführung keinen Flüchtling auf und so kamen wir nach Eisenach in den russischen Sektor. Meine Mutter hatte zwischenzeitlich über das Rote Kreuz erfahren, dass ihr Schwager Hans Maroske mit seiner Familie sowie ihr Bruder Horst Bernitzke in Exter lebte.

Also auf nach Exter und somit schwarz im »Eichsfeld« bei Kirchgandern über die mit Stacheldrahtzaun und Wachtürmen gekennzeichnete Grenze. Tage später gab meine Mutter dann beim Bürgermeister Möller einen Aufnahmeantrag ab. Sie musste dann hören, dass eine eventuelle Unterbringung in Exter kurzfristig nicht möglich war und wir zunächst ins Auffanglager einer Werkhalle von Ahlers in Elverdissen müssten.

Dann kam der Zuzugsbescheid. Die Kriegerwitwe Marie Linnemann, Im Bruch Nr. 43, musste ein Zimmer (3 mal 4 m) abgeben und uns aufnehmen. Das Fenster war auf die Schnelle als Tür umgebaut, an der Hauswand zum Hühnerstall stand ein »Plumpsklo«. Wasser holten wir aus dem Brunnen an der Hausecke und das gebrauchte Wasser kippten wir auf den angrenzenden Acker. Meine Mutter drehte mit mir im Bruch eine Runde, bot unsere Dienste an und wir erhielten sehr bald von den Nachbarn das Nötigste an Einrichtung und Geschirr.

Ich wurde im alten Schulgebäude eingeschult und saß in der Dreierbank zwischen zwei unterschiedlichen Temperamenten: Kurt Schäfer und Erich Altemasch. Meine Mutter lieh sich von Marie Linnemann ein Fahrrad, belud den Gepäckträger mit der Blindenware des kriegsverletzten Theo Sasse und hatte abends alles verkauft.

Alle vier bis sechs Wochen gingen Theo und ich Hand in Hand zum Friseur Helmig und unterwegs wollte Theo, der ja Exter vor seiner Kriegsverletzung noch kannte, alle Veränderungen genau beschrieben haben. So lernte ich »richtig« zu sehen und Exter wahrzunehmen.

Im Sommer 1948 kam mein Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft. Im Zimmer »Im Bruch« wurde es etwas eng und so zogen wir 1950 zu Karl Druhmann, Herforder Straße 139. In dieser Zeit hatte sich August Linke selbstständig gemacht, brachte meinem Vater bei wie man Speis ansetzt, holte ihn jeden Morgen mit dem Motorrad ab und los ging es auf die verschiedenen Baustellen.

Ernst Kuhlmann hatte mir erlaubt aus seiner Schrottkiste am Eingang seiner Werkstatt ausgemusterte Fahrradteile mitzunehmen. Bald hatte ich so mein eigenes Fahrrad und war von da an laufend auf Erkundungstour. Da waren zwei »Badeanstalten«: Möllers und Bulians Teiche, und nachdem Tante Anni und Onkel Hans ihre »Eisdiele« vor Knöner mit einem Fahrradanhänger aufgemacht hatten, ging es mir noch besser. Mit meinem »Drahtesel« bezwang ich dann noch sechs Jahre lang den »Dauben–Brink« bei meiner täglichen Fahrt zur Schule und Lehre bei König & Böschke in Herford.

Meine Eltern wollten wieder selbstständig sein und pachteten ab 1957 (bis Ende 1975) den »Alten Krug« in Gohfeld und ich nahm eine Stelle bei Gebr. Grohmann in Löhne an.

Durch Heirat und berufliche Veränderungen landete ich 1965 in Meersburg am Bodensee. Doch einmal im Jahr werde ich unruhig und muss nach Exter fahren um zu sehen und zu hören, was sich wieder verändert hat, wie Theo es mir beibrachte. Aber auch, weil ich immer wieder gerne in die Zeit mit prägenden Begegnungen, positiven Erfahrungen sowie schönen Erlebnissen eintauche und weil ich damals das Gefühl bekam, angekommen zu sein, ein neues Zuhause zu haben.

Zur Geschichte: Lauenburg

Anfang des 14. Jh. gehörte Lauenburg dem Deutschen Orden. Nach dem Dreißigjährigen Krieg musste der Orden im Zweiten Thorner Frieden auf Lauenburg verzichten. Die Stadt blieb aber im Besitz der pommerschen Herzöge als Treuhänder des polnischen Königs und später als erbliches Lehen.

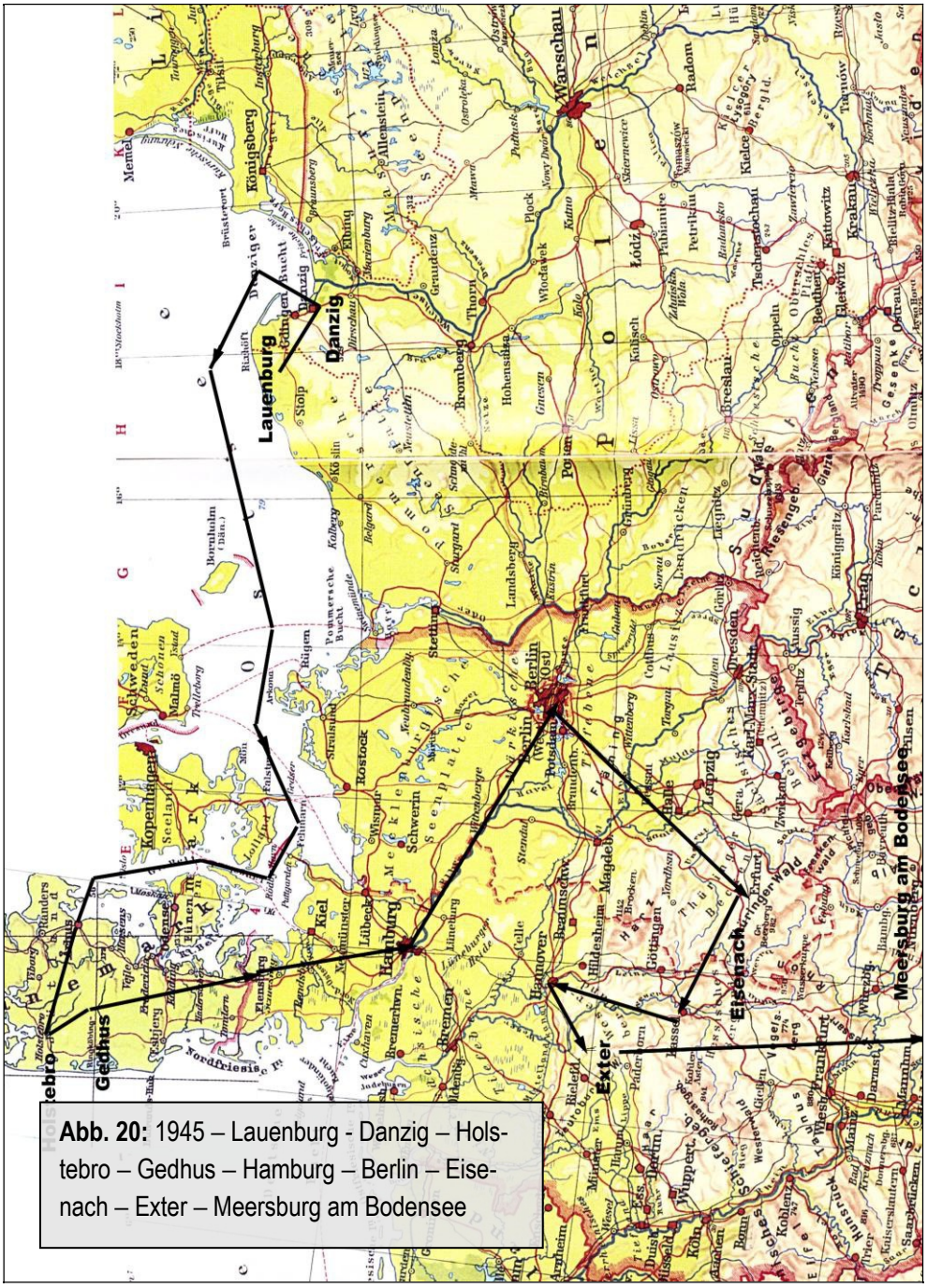


Abb. 20: 1945 – Lauenburg - Danzig – Holstebro – Gedhus – Hamburg – Berlin – Eisenach – Exter – Meersburg am Bodensee

Als der letzte Pommernherzog starb fiel Lauenburg zunächst an Polen zurück. 1657 erhielt Brandenburg im Vertrag von Bromberg Lauenburg als Lehn. Im Warschauer Vertrag, der ersten polnischen Teilung, kam es zu Preußen. 1773 gehörte Lauenburg zunächst zur preußischen Provinz Westpreußen und 1777 zu Pommern. 1846 wurde Lauenburg Kreisstadt des gleichnamigen Landkreises. Nach dem Ersten Weltkrieg verlor die Stadt ihr Hinterland, da große Teile Westpreußens an Polen fielen. 1939 hatte Lauenburg nach der Volkszählung 19801 Einwohner.

Die Rote Armee übernahm am 10. März 1945 die Stadt kampflos. Sie wurde in Brand gesteckt und die Innenstadt fast völlig zerstört. 1945 kam Lauenburg zu Polen. Die deutschen Bewohner wurden vertrieben und Polen aus den ehemaligen östlichen Gebieten Polens, die ebenfalls ihre Heimat verlassen mussten, siedelten nun im Landkreis Lauenburg. Die Stadt wird heute Lębork genannt. [30]

Abb. 22: o. J. – Markt in Lauenburg

[30] https://de.wikipedia.org/wiki/Lębork

Abb. 23: 2005 – Haus Weger, rechts daneben die neue Wirtschaft in Schiffsform

Wilfried Weger

Der lange Weg nach Exter

Ich wohnte in Sorenbohm im Kreis Köslin in Pommern. Unser Haus stand 50 m von den Dünen entfernt. Dahinter lag die Ostsee. Ich war sechs oder sieben Jahre alt, da hatten wir immer Sommergäste aus Berlin oder es kamen Polen um Ferien zu machen. Wir waren drei Jungen und mussten uns, wenn Gäste da waren, mit einem Raum begnügen. Vor einigen Jahren waren wir in Sorenbohm bei unserem Haus. Die Polen haben daraus eine Wirtschaft gemacht.

Als der Krieg begann wurde mein Vater Soldat und kam nach Russland. Auch mein älterer Bruder war ebenfalls in Russland. Mein Vater kam 1954 aus der Gefangenschaft zurück und mein Bruder etwas später. Er blieb in der DDR. Meine Mutter starb an Lungenkrebs. Da war ich mit meinem jüngeren Bruder allein zu Hause. Ich kam dann zu einem Onkel und mein jüngerer Bruder in ein Kinderheim in Köslin. Später kam ich auch in dieses Heim. Unser Heim hieß »Singvögel.«

Abb. 24: 2005 – Ostseestrand bei Sorenbohm

Dann kamen die Russen. Sie hatten Ostpreußen überrollt und waren nun auf dem Vormarsch bei Köslin. Sie zogen sich aber wieder für eine Woche zurück, weil sie vermutlich keinen Nachschub hatten. Die Stadt wurde dann am 5. März 1945 eingenommen. In dieser Woche hatten die Schwestern aus dem Kinderheim beschlossen zu flüchten. Wir waren etwa 25 Kinder und zwei Betreuerinnen. Es gab damals vier Kinderheime. Die Kinder dieser Heime wurden auf Familien verteilt. Die Schwestern unseres Heimes wollten aber weiter die Kinder betreuen.

Nachts liefen wir zum Bahnhof Köslin. Dort sollte ein Personenzug eingesetzt werden. Aber er war schon überfüllt. So kamen wir alle in einen Viehwaggon. Hinzu kam noch eine Familie mit drei Kindern. Wir hatten einen Rucksack mit Verpflegung. Aber die war schon nach zwei Tagen alle. Wir sind aber acht Tage gefahren. Unterwegs gab es keine Verpflegung.

Problematisch war der Toilettengang. Die Tür vom Waggon wurde ein Spalt geöffnet und man musste sich an die Tür stellen und den Po raushalten. Auch die Schwestern mit ihren langen Röcken.

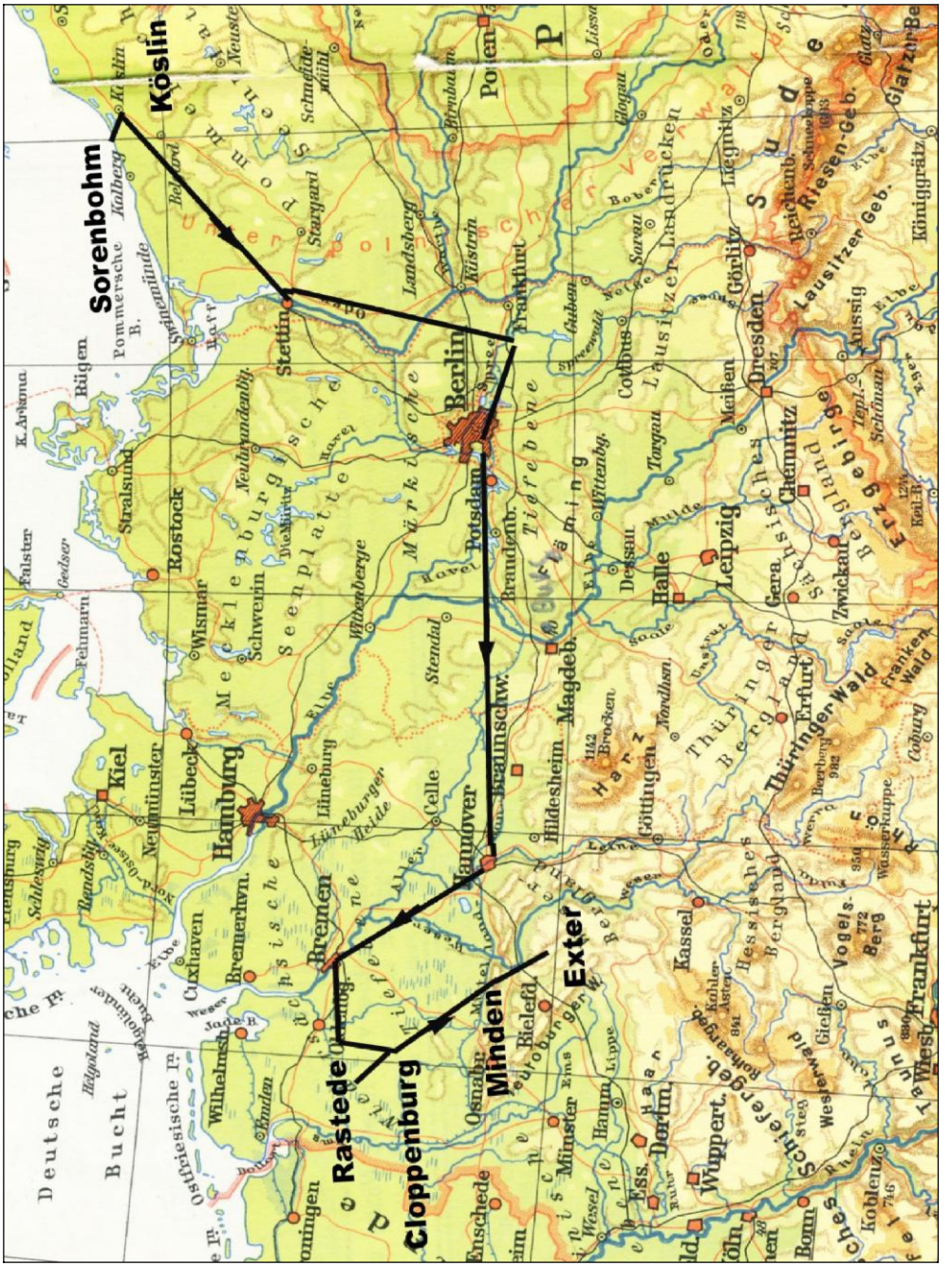


Abb. 25: Sorenbohm – Köslin – Rastede – Cloppenburg – Minden – Exter

Wenn der Wind ungünstig stand war es schlimm. Es blieb uns nichts anderes übrig. Während der Fahrt wurden die Züge von den Engländern bombardiert. Wir mussten aus dem Zug raus und in den Wald laufen. Erst als die Flugzeuge weg waren, konnte die Fahrt weitergehen.

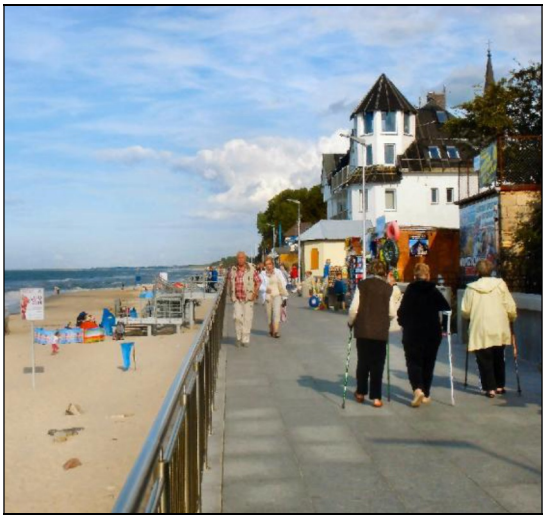
Wir kamen dann nach acht Tagen in Cloppenburg an, endlich weg von den Russen. In der Nähe des Bahnhofs gab es einen Schlachthof. Hier wurden wir Ausgehungerten erst einmal mit Erbsensuppe versorgt. Da wir in den letzten Tagen aber kaum etwas gegessen hatten, blieb die Suppe oft nicht lange drin.

In Cloppenburg wurde uns eine Baracke zur Verfügung gestellt. Dann bombardierten aber die Engländer und Amerikaner die Stadt. Fluchtartig haben wir die Baracke verlassen. Glücklicherweise wurde sie nicht getroffen. Durch den Druck der Detonationen hatten sich die Wände verschoben.

Wir mussten also wieder weiter. Die Gemeinde schickte Lastwagen und wir fuhren etwa zehn Kilometer bis in den Ort Emsteck. Unser neues Zuhause war ein alter Kindergarten. Mit dem, was wir auf dem Leibe trugen und unserem Rucksack zogen wir dort ein. Es gab eine Küche, in der wir selber mit den Schwestern kochen mussten. Wir waren alle so zwischen sechs und neun Jahre alt. Geschlafen wurde in dreistöckigen Betten mit zwei Decken zum zudecken und zwei darunter. Dann kam der kalte Winter 1946/47. Es war bitter kalt. Vorher hatten wir schon Holz gesammelt zum Kochen und Heizen.

Wir Kinder zogen mit einem Leiterwagen von Bauernhof zu Bauernhof um zu betteln. Manchmal bekamen wir etwas, oft jedoch vertrieben uns die Bauern mit ihren Hunden. Man muss bedenken, dass die Gegend katholisch war und nun kamen wir Evangelischen. Dann kamen die Engländer und Amerikaner mit ihren Panzern durch den Ort. Sie sahen die vielen Kinder und gaben uns Schokolade.

Nach eineinhalb Jahren wurden wir wieder verlegt. Aus Küstrin konnten weitere Schwestern entkommen. Sie waren in Oldenburg in dem Sommerschloss des Erzgroßherzogs von Oldenburg in Rastede untergekommen. In einem Flügel wohnten der Prinz und eine Prinzessin von Oldenburg und in den anderen Flügel kamen wir und die Schwestern.



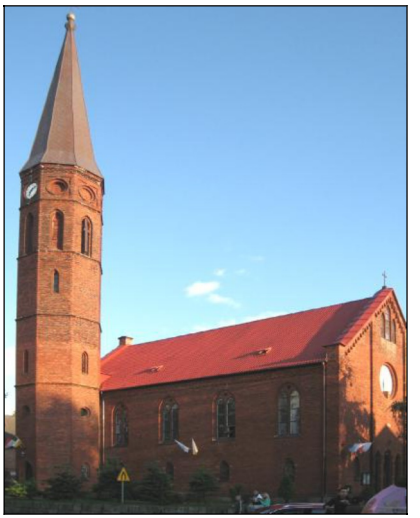


Abb. 26 ↑ **Abb. 27 ↑** **Abb. 28 ↓**

Abb. 26: nach 2010 – Heutige Strandpromenade im nun Sarbinowo genannten Ort
Abb. 27: nach 2010 – Dorfkirche, 1856 in neugotischem Stil erbaut
Abb. 28: nach 2010 – Zentrum von Sarbinowo, rund um die Kirche

In Rastede gingen wir nun auch zur Schule. Richtig Schule war es nicht, denn wir bekamen Hausaufgaben und gingen wieder nach Hause. Wir hatten Lehrer mit einem zerschossenen Bein oder Arm. In Rastede wurde ich in der dortigen Kirche konfirmiert. Nach der Schulzeit kamen wir älteren Jungen und Mädchen zu den Bauern, da es keine Lehrstellen gab. Wir mussten viele landwirtschaftlichen Arbeiten verrichten. Die Diakonissen hatten in dieser Zeit bereits eine Altenpflege aufgebaut. Zwei Jungen sind in Rastede gestorben.

Minden hatte zwischenzeitlich die Patenschaft von Köslin übernommen. 1950 zogen die Schwestern alle nach Minden in die Diakonieanstalt und wir Kinder gingen mit. [31] Ich kam wieder zu einem Bauern, in Wulferdingsen. Mein Bruder war an Tuberkulose erkrankt und kam auf eine Station einer Lungenheilstätte in Hahn. Ihm wurde die halbe Lunge entfernt. Der dortige Arzt hat die Vormundschaft für meinen Bruder übernommen. Er blieb nach seiner Genesung in Oldenburg, hat dort geheiratet und ein Haus gebaut.

Bei dem Bauern Schierbecker bin ich drei Jahre gewesen und habe Vater und Mutter zu ihnen gesagt. Ich habe dann bei einer Firma Maurer gelernt. 1956 lernte ich meine Frau aus Mennighüffen kennen. Nach der Hochzeit wohnten wir bei meinem Schwiegervater in Halstern bei Mennighüffen. Das Haus wurde zu klein, wir zogen nach Häver bei Remerloh. Ich wechselte die Firma und lernte nun weiter Maurer in Bielefeld. Als der gepachtete Kotten wieder zu klein wurde, kam mein Schwiegervater auf die Idee noch einmal zu bauen.

1959 wurde in Exter Land für Nebenerwerbssiedlungen angeboten. Die Siedlung »Rote Erde« entstand. Später wurde sie in Eichholzsiedlung umbenannt. Mein Schwiegervater beantragte mit Erfolg eine Parzelle.

---

[31] Die Schwesternschaft dieser Einrichtung besteht seit 1868. In Stettin wurde eine Evangelische Stiftung mit dem Ziel gegründet, bedürftige Kinder aufzunehmen. Unter dem Namen Salem (Frieden) entstand ein sog. Mädchen–Rettungshaus. 1914 wurde das Mutterhaus nach Köslin verlegt. Nach der Vertreibung aus Pommern im Zweiten Weltkrieg fand die Schwesternschaft eine neue Heimat in Minden und nannte sich Diakonissenanstalt Salem Köslin–Minden. Nach dem Zusammenschluss mit dem Diakonischen Werk im Kirchenkreis Minden 2011 nennt sich die Einrichtung jetzt Diakonie Stiftung Salem.

Bei dem Bau mussten die Bauherren Eigenleistungen erbringen. Wir fuhren jeden Tag nach Feierabend von Häver nach Exter. Als das erste Zimmer fertig war, schliefen wir am Wochenende auf Strohsäcken auf der Baustelle. 1960 zogen wir dann in unser neues Zuhause.

Zur Geschichte: Sorenbohm

Sorenbohm liegt nordwestlich von Köslin unmittelbar an der Ostsee. 1309 wird der Ort erstmals urkundlich erwähnt. Er zieht sich etwa zwei Kilometer an der Ostsee entlang. Seit der Reformation ist die Kirchengemeinde evangelisch.

Die Ostsee war früher immer eine Gefahr für das Dorf. 1910 errichtete man deshalb für den westlichen Teil des Ortes eine Stein- und Beton–Ufermauer. Der östliche Teil ist von Natur aus geschützt durch zum Teil bewaldete Dünen.

Im 20. Jahrhundert entwickelte sich neben der Landwirtschaft der Fremdenverkehr. Badegäste konnten in zwei Gastwirtschaften und zwei Pensionen, hauptsächlich aber in den privaten Fremdenzimmern übernachten. 1923 zählte Sorenbohm 751 Badegäste.

Der Schauspieler Heinrich George besaß hier ein Dünengrundstück, in dem auch die Familie mit ihren Söhnen Jan und Götz George während der Bombenangriffe auf Berlin Zuflucht suchte.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges besetzte die Rote Armee das Gebiet. Es kam später wie ganz Hinterpommern unter polnische Verwaltung. Die Deutsche Bevölkerung wurde in der Nachkriegszeit vertrieben. Polen und Ukrainer, die vorwiegend aus den besetzten Ostgebieten Polens kamen, siedelten sich hier an.

Heute heißt der Ort Sarbinowo. Die Haupteinnahmequellen sind heute der Tourismus, die Fischerei und die Landwirtschaft.[32]

---

[32] https://de.wikipedia.org/wiki/Sarbinowo_(Mielno)

Joachim Woldt

Eberswalde, Mark Brandenburg April 1945

Es ist sicher, die Russen kommen! Man hört schon Geschützdonner von der Oder und täglich fliegen russische »Rata« (langsame, gepanzerte Jagdflugzeuge) über unsere Stadt und beschießen alles, was sich auf den Straßen bewegt. Alte Leute und Frauen mit kleinen Kindern durften die Flucht nach Westen bereits antreten, sofern sie noch einen Platz in den überfüllten Zügen erkämpfen konnten. Am Bahnhof standen Handwagen, Karren und Kinderwagen herum, mit denen die Menschen ihr Hab und Gut bis hierher transportiert hatten.

Ich war damals noch ein Einzelkind und meine Mutter war dienstverpflichtet, in der Chemischen Industrie (Schering) zu arbeiten. So war es uns strengstens untersagt, die Flucht vor den gefürchteten russischen Soldaten anzutreten.

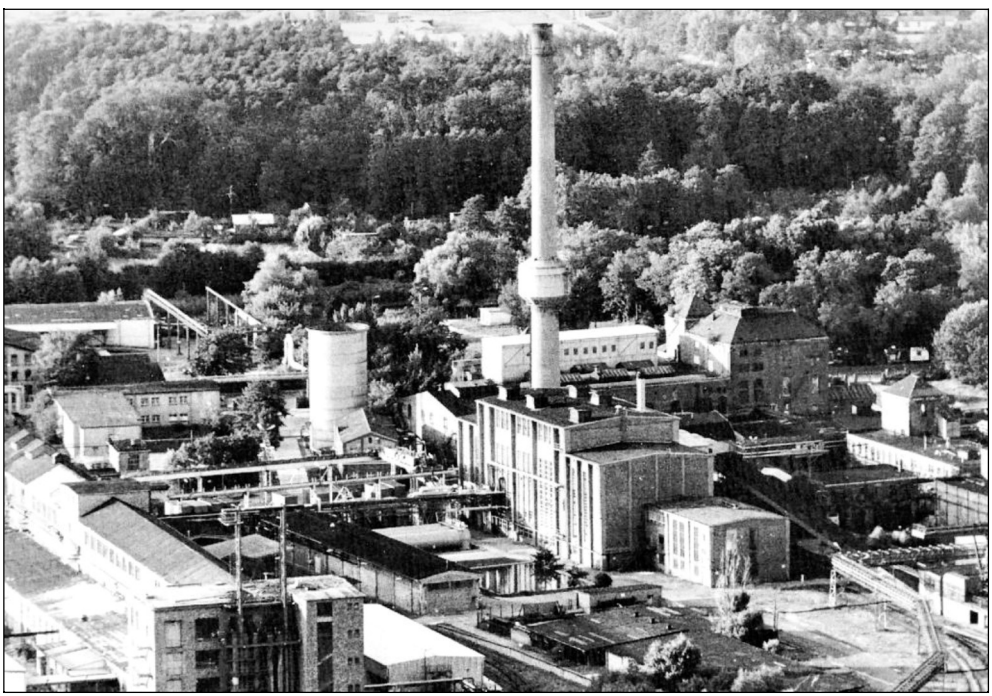
Eines Tages hatte ich mich entschlossen, meinen Matrosenanzug anzuziehen, um meine Mutter von ihrer etwa drei Kilometern entfernten Arbeitsstelle in Finow abzuholen. Prompt wurde ich von einem russischen Flugzeug aus beschossen. Die MG–Garbe verfehlte mich nur knapp. Ich rettete mich überstürzt in einen Hauseingang. Von nun an nahm ich den Fliegeralarm sehr ernst; denn vorher war ich lange Zeit beim Anflug von amerikanischen und englischen Bomberverbänden über Eberswalde nach Berlin noch durch die Stadt nach Hause gepilgert, obwohl das natürlich verboten war.

Da unsere Schule zu einem Lazarett umgebaut war, mussten wir drei bis vier Kilometer zu einer anderen Volksschule in die Stadtmitte laufen. Obwohl der Unterricht täglich abgebrochen wurde (Fliegeralarm) waren bis Mitte April 1945 noch keine Bomben in unsere Stadt gefallen. Am 20. April 1945 waren die Abschüsse der Artillerie im Osten und Süden schon ziemlich laut zu hören.

Die Leute standen auf der Straße und überlegten gemeinsam, ob sie das Fluchtverbot der Nazis jetzt wohl missachten durften. Am Bahnhof hielten sich Polizisten und andere Personen auf um zu verhindern, dass unberechtigte Personen die wenigen überfüllten Züge erstürmten.

Abb. 29: 1944 – Bahnhof Eberswalde

Abb. 30: um 1946 – Chemische Fabrik in Eberswalde



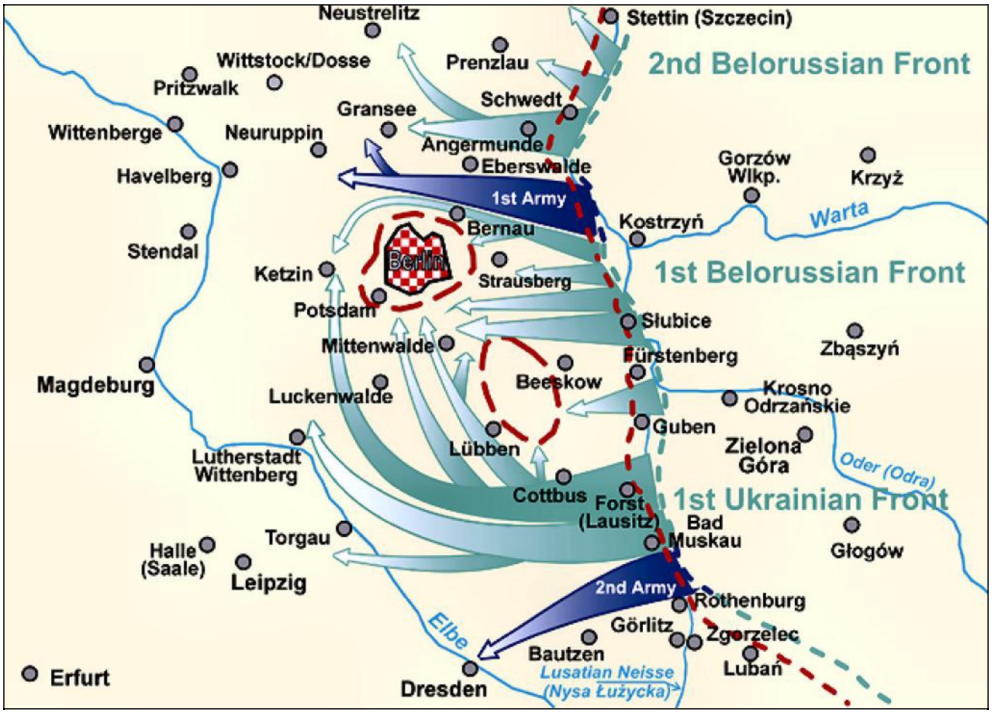


Abb. 31: 1945 – Der russische Vormarsch auf Berlin vom 16. – 25.April

In die Gespräche der Nachbarn mischte sich immer lauter das Geräusch von Panzerketten auf Granitpflastern. Ein deutscher Tiger–Panzer bog um die Ecke, der Kommandant öffnete die Luke und erklärte den umstehenden Leuten, dass sie nur noch mit wenigen Panzern die Stadt am Ostende verteidigen. Diesel und Munition gingen schnell zur Neige, so dass die Russen spätestens in der Nacht die Stadt einnehmen würden. Wer noch fliehen wollte, müsste nun sofort aufbrechen.

Vorsorglich hatte meine Mutter ihr Fahrrad und das meines Vaters schon bereitgestellt, zwei Rucksäcke wurden aufgeschnallt und darüber noch zwei Mäntel (einen Pelz- und einen Motorradmantel) geschnürt. In der Abenddämmerung des zwanzigsten April brachen wir nach Westen ins Ungewisse auf. Echte Flüchtlinge.

Auf den Straßen und Wegen ging es nur sehr langsam voran, weil sie verstopft waren von Militärfahrzeugen, Pferdegespannen, Fußgängern und Radfahrern. Einige Leute zogen Handwagen hinter sich her, andere scho-

ben Kinderwagen oder Schubkarren. Nur die Starken setzten sich in dem Chaos wirklich durch.

Während der Geschützdonner in den nächsten Tagen leiser wurde, nahm der Beschuss durch Jagdflugzeuge ständig zu. Wir hätten keine Chance gehabt, den Russen zu entfliehen, wenn diese nicht nach Süden abgeschwenkt wären, um Berlin einzuschließen.

Die Angriffe der Tiefflieger hinterließen blutige Spuren. Zivilisten, Soldaten, Pferde und Kühe fielen dem Bombardement und vor allem dem MG–Feuer zum Opfer. Es gab grauenvolle Anblicke; besonders bedrückend war es, wenn Kinder ihre getöteten Mütter beweinten oder Mütter ihre toten Kinder im Arm hielten. Unerträglich! Nur der eigene Überlebenswille und die Todesangst trieben uns unaufhaltsam vorwärts.

Wir schliefen in Scheunen und Viehställen, zogen uns die Mäntel über den Kopf und waren so gegen die Kälte und vor den Ratten geschützt, die sich von den tragenden Balken ins Stroh fallen ließen. Meine Mutter hatte mir eingebläut, dass wir uns in »Wittstock an der Dosse« am Rathaus treffen wollten, sollten wir uns aus den Augen verlieren.

So zogen wir über Neuruppin, Plau, Parchim nach Schwerin. Das lag allerdings zu weit nördlich unserer Idealroute, aber meine Mutter wollte dort noch einmal Lebensmittelmarken bei der Eberswalder Stadtverwaltung in Empfang nehmen, die nach dort ausgelagert war. Welch ein Unsinn in all diesem Durcheinander! Tatsächlich haben wir im überdachten Eingang von Schloß Schwerin Lebensmittelmarken bekommen, die wir aber nirgends gegen Lebensmittel eintauschen konnten. So zogen wir dann wieder nach Südwesten Richtung Lauenburg und strandeten schließlich auf einem großen Gut, das wie das Dorf »Blücher« hieß.

Unterwegs fanden wir Spuren der deutschen Wehrmacht, die sich den Westalliierten ergeben hatten. Die Gräben an den Landstraßen lagen voller Waffen und Ausrüstungsgegenstände, die ich schrecklich gerne eingesammelt hätte. Aber meine Mutter wollte das natürlich nicht gestatten.

Wir trafen auf die ersten englischen und kanadischen Soldaten, die uns gleichgültig oder sogar freundlich begegneten. Sie waren also gar nicht so gemein, wie sie die Nazipropaganda beschrieben hatte. Da es ein alliiertes Abkommen gab, dass alle Soldaten und Zivilisten, die östlich der Elbe an-

getroffen wurden, den Russen zu übergeben seien, wurden wir auf dem Gutshof interniert und durften uns der Elbe nicht nähern. Schon bald verdichteten sich die Berichte, dass die russische Besatzungsmacht in allernächster Zeit diese Gebiete übernehmen sollte.

Die Angst trieb uns in der Abenddämmerung trotz aller Verbote zum Aufbruch. Wir schlichen uns auf Nebenwegen, über Wiesen und Felder in ein Weidengebüsch unmittelbar am Ufer der Elbe. Wir hofften, uns irgendwie die Überquerung des Flusses erkaufen zu können. Als es dunkel wurde, strichen Scheinwerferstrahlen über das Wasser; hier und dort peitschten Schüsse durch die Nacht. Es war gespenstisch! Dennoch bewegten wir uns im Schutze der Dunkelheit und dichter Pflanzen bis unmittelbar an das Flussbett heran. Wir warteten ziemlich verzweifelt – Stunde um Stunde.

Plötzlich geschah das erhoffte Wunder. Ein leises Plätschern war zu vernehmen und dann stieß ein Kahn sanft knirschend ans Ufer, ganz in unserer Nähe. Ihm entstiegen zwei Personen, die unverständlicherweise an das Ostufer strebten. Wenn wir bis dahin geglaubt hatten uns allein am Ufer verborgen gehalten zu haben, wurden wir umgehend eines Besseren belehrt. Ungefähr zwanzig Gestalten tauchten nach und nach aus der Dunkelheit auf und flehten den Bootsführer um Mitnahme an. Der Schiffer weigerte sich beharrlich, weil es zu gefährlich sei, denn die Engländer schossen auf alles, was sich im Strom bewegte. Aber als die Flüchtlinge dem Mann alle Wertgegenstände anboten, die sie bis hier her gerettet hatten, willigte er schließlich ein. Schmuck, Gold, Silbermünzen, Alkohol und Konservendosen wechselten schnell den Besitzer.

Da aber nur die Hälfte der Bettelnden in den Kahn passte, erklärte der Fischer sich bereit, noch einmal trotz aller Gefahren, zurückzukommen. Wir waren natürlich bei der zweiten Gruppe, da zunächst versprengte Soldaten und andere Männer mit ihren Angehörigen eingestiegen waren. Obwohl wir es nicht zu hoffen gewagt hatten, kam der Fluchthelfer nach einer Stunde tatsächlich zurück. War es Mitleid oder Gier, was trieb ihn an? Der Rest der Menschen in diesem Uferbereich bestieg das Boot. Uns wurde nachdrücklich eingeschärft, sich bei der Überfahrt nicht zu bewegen, keinen Laut abzugeben und so flach wie möglich nieder zu kauern, wenn die Scheinwerfer ihre Strahlen über den Fluss streichen ließen.

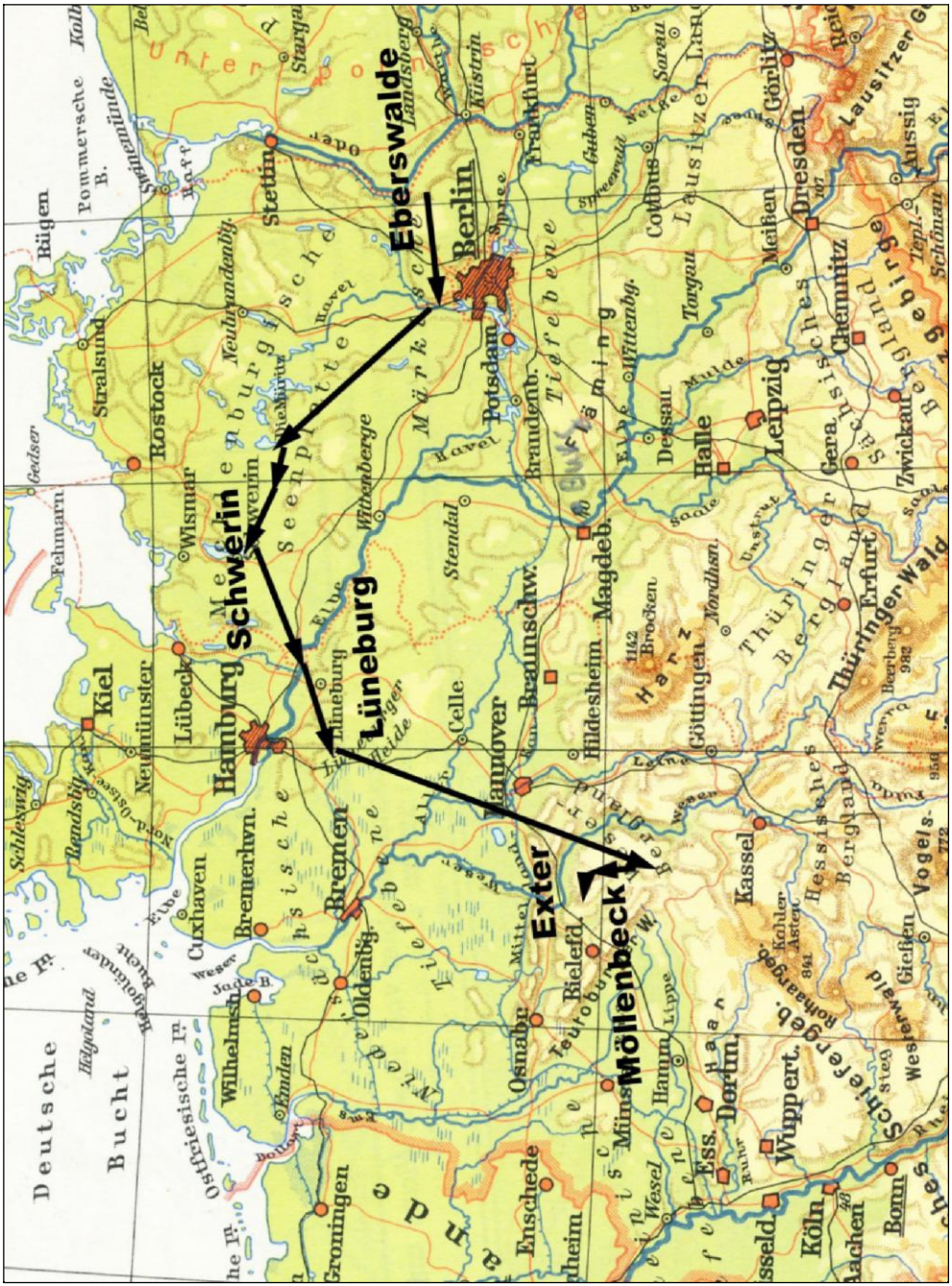


Abb. 32: Eberswalde – Schwerin – Lüneburg – Möllenbeck - Exter

Am westlichen Ufer halfen die Bootsflüchtlinge sich gegenseitig an Land. Gepäck, Fahrräder und Kleinkinder wurden herüber gehoben. Ich war der letzte Aussteiger, blieb mit meinem Mantel am Bug hängen und verfolgte regungslos und stumm, wie der Bootsführer den Kahn in der Dunkelheit mit mir als Gallionsfigur wieder in die Strömung drehte. Ich wagte nicht mich zu melden, aber meine Mutter vermisste mich dann doch in der ganzen Aufregung und schrie durch die beängstigende Stille. So kam ich tatsächlich noch nach Westen.

Am Ufer versteckten wir uns in einer Fischerhütte unter Netzen und Tauwerk, weil die Engländer hier ständig zu Pferde patrouillierten. Als sie dann im Verlaufe der Nacht das Innere des Schuppens ableuchteten, blieb uns beinahe das Herz vor Angst stehen. Zum Glück bemerkten sie uns nicht. Schon beim ersten Morgengrauen schlichen wir uns vorsichtig weiter nach Westen. Jeder Kilometer, der uns weiter von der Sperrzone fortführte, schenkte uns mehr Erleichterung. So zogen wir schon am Nachmittag ganz offen auf den Straßen voran. Der ständige Gegenwind von Westen und die maroden Schläuche der Räder bleiben mir bis heute noch als Ärgernis in Erinnerung.

In der Nähe von Lüneburg wurde unser spärliches Gepäck noch von ehemaligen Fremdarbeitern aus dem Osten geplündert, so dass wir nur noch mit kümmerlichen Resten weiterzogen.

Um den 15. Mai herum kamen wir endlich auf einem Bauernhof in Lippe an, den ein Arbeitskollege meiner Mutter als Anlaufort genannt hatte. Er war mit den Hofbesitzern verwandt. Auf dem Anwesen hielten sich schon andere Flüchtlinge und Evakuierte auf, wir spürten schnell, dass die Einheimischen überfordert waren. So beschloss meine Mutter im Herbst 1945 mit mir wieder nach Eberswalde zurückzukehren. Meine Großmutter hatte uns berichtet, dass die Stadt noch Ende April von deutschen Flugzeugen ziemlich zerstört worden war. Unsere Wohnung war zwar nicht betroffen, aber total ausgeraubt, allerdings nicht von den Russen. Die hiesigen Besatzungssoldaten verhielten sich eher zivilisiert.

Auf dem Heimweg kamen wir nur noch bis Rinteln–Möllenbeck, wo meine Mutter an Typhus erkrankte, als wir in einem Massenquartier auf dem Saal einer Gastwirtschaft hausten. Sie wurde in die Isolierstation des Rintelner

Krankenhauses gebracht. Der Winter brach früh ein und meine Mutter war so geschwächt, dass wir in Möllenbeck hängen blieben. Es kam noch hinzu, dass wir hofften meinen Vater im Westen eher wieder zu finden, der seit der Invasion 1944 der Alliierten in Frankreich als vermisst galt. Der von der Gemeinde eingesetzte Bürgermeister wies uns ein Einzelzimmer zu, das keinen Wasseranschluss besaß und schlecht heizbar war. Die Toilette befand sich im Ziegenstall als »Plumpsklo«. Außer uns und den Hausbesitzern wohnten noch ein Ehepaar mit Sohn und ein älteres Flüchtlingspaar in dem ziemlich kleinen Haus. Weihnachten war so trost- und hoffnungslos, dass ich meiner Mutter vorschlug, die Zyankalikapseln zu schlucken, die wir auf der Flucht vorsorglich mitgenommen hatten. Mutter meinte, dass es noch zu früh sei, vielleicht würde ja noch alles besser. Sie behielt Recht!

Nachdem mein Vater im Herbst 1946 aus englischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war und 1947 mein Bruder geboren wurde, hausten wir mit vier Personen kurzzeitig in einem Raum mit ungefähr zwölf Quadratmetern. Dieser unhaltbare Zustand änderte sich bald. In einem anderen Haus konnten wir zwei Zimmer beziehen. Die übrigen Verhältnisse blieben aber gleich. Ich bewundere noch heute die Haltung der Menschen, die uns aufnehmen mussten.

Da wir weder aus den Gebieten jenseits der Oder–Neiße vertrieben worden waren, noch in Deutschland ausgebombt, erhielten wir den Flüchtlingsausweis C, der eigentlich zu keinen Vorrechten berechtigte.

Langsam aber stetig ging es mit uns wieder bergauf. Ich konnte das Abitur ablegen, studieren und 1958 in Exter als Junglehrer anfangen. Seitdem lebe ich mit meiner Familie hier. Heimat??

Zur Geschichte: Eberswalde

Eberswalde liegt ca. 50 km nordöstlich von Berlin und 22 km westlich der Oder. Der Name soll auf das männliche Wildschwein zurück gehen, welches auch gleichzeitig das Wappentier ist. Die Stadtgründung erfolgte 1254. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurde der Ort durch eine Stadtmauer befestigt. 1499 ist die Stadt bis auf die steinernen Gebäude durch eine Brandkatastrophe zerstört worden. Wieder aufgebaut, entwickelte sie sich zum frühesten Industrieort der Mark Brandenburg. 1620 wurde der Finow-Kanal mit elf Schleusen in Betrieb genommen.

Abb. 33: o. J. – Der Finow-Kanal

Abb. 34: 2004 – Eberswalde-Zentrum

Der Dreißigjährige Krieg zerstörte zum großen Teil die Stadt und den Kanal. Im 18. Jh. erlebte Eberswalde einen wirtschaftlichen Aufschwung und wurde zum Luftkurort. Ab Mitte des 19.Jh. entwickelte sich die Industrie. Zahlreiche Fabriken entstanden, u. a. Landmaschinenbau, Asphaltwerk, Seidenwarenfabrik und Eisengießereien. Durch diese Industriealisierung wurde die Stadt Eisenbahnknotenpunkt.

Ein neuer Kanal, der Oder–Havel–Kanal, musste gebaut werden; der Finow–Kanal war dem steigenden Schiffsaufkommen nicht mehr gewachsen. Die Bevölkerung wuchs. In der Zeit des Zweiten Weltkrieges beschäftigten die Rüstungsbetriebe viele Zwangsarbeiter.

Im größten Unternehmen in Eberswalde, den Ardelt–Werken, arbeiteten damals bis zu 3000 ausländische Arbeiter. Nach dem Krieg nutzte die Rote Armee die Lager für kurze Zeit als Internierungslager. Im April 1945 wurde die Innenstadt von deutschen Flugzeugen mit Brandbomben stark zerstört, bevor am 26. April die Einheiten der Roten Armee die Stadt besetzten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Neuaufbau der Stadt geplant. Bis zur Wiedervereinigung im Jahr 1990 ist die Entwicklung zum Industriestandort durch Betriebsneugründungen gefördert worden. Nach 1990 setzte der Niedergang der großen Industriebetriebe ein. Nun wurde der Mittelstand gefördert, der vernachlässigte Wohnungsbau angekurbelt und die Erholungs- und Freizeitzentren belebt. Trotz allem verlor Eberswalde nach 1989 ein Viertel seiner Einwohner. Heute hat die Stadt etwa 42.000 Einwohner. [33]

»Kind, versprich mir, dass du dich erschießt …«

In seinem gleichnamigen Buch beschreibt Florian Huber erschütternde Szenen einer Selbstmordepidemie ohne Beispiel bei dem Einmarsch der russischen Soldaten. Damals befanden sich die Menschen in einer ausweglosen Situation. Väter erschießen ihre Familie und dann sich selbst. Mütter binden ihre Babys und Kinder an sich und ziehen sie mit unter Wasser. Tragisch, wenn die Mutter durch den Selbsterhaltungstrieb am Leben blieb. Wie wurde sie später damit fertig? Viele erhängten sich oder nahmen Giftkapseln. Ganze Familien und Hausgemeinschaften begingen Suizid.

---

[33] https://de.wikipedia.org/wiki/Eberswalde – Abruf 11. Januar 2016

Demmin, südwestlich von Greifswald gelegen, wurde zum Inbegriff dieser Selbstmordwelle. Bei der Besetzung des Ortes durch die Russen gingen Hunderte Menschen in den Freitod. Wie Augenzeugen berichteten, schwammen in den Teichen und Flüssen bei Demmin meistens Frauen, Kinder und alte Menschen. [34] Nach neuen Untersuchungen sollen es etwa 900 Selbstmorde gewesen sein. [35] Demmin ist dabei nur ein Beispiel. In vielen Orten gab es diese Massenbewegung.

In der ARD-Sendung »titel, thesen, temperamente« vom 8. Februar 2015 sprach der Autor des Buches auch über die Hintergründe. Ein häufiger Grund war die Brutalität russischer Soldaten. Die NS–Propaganda hatte schon Monate vorher die Angst vor den Russen geschürt. Manche warteten daher gar nicht den Einmarsch ab und begingen Selbstmord in Erwartung der Grausamkeiten.

Florian Huber sieht nach seinen Recherchen auch noch einen anderen Grund. Manchen wurde auch die Schuld bewusst, die das Land nun trug. Andere konnten mit dem Zusammenbruch ihres Weltbildes nicht fertig werden. Deutschland war am Ende.

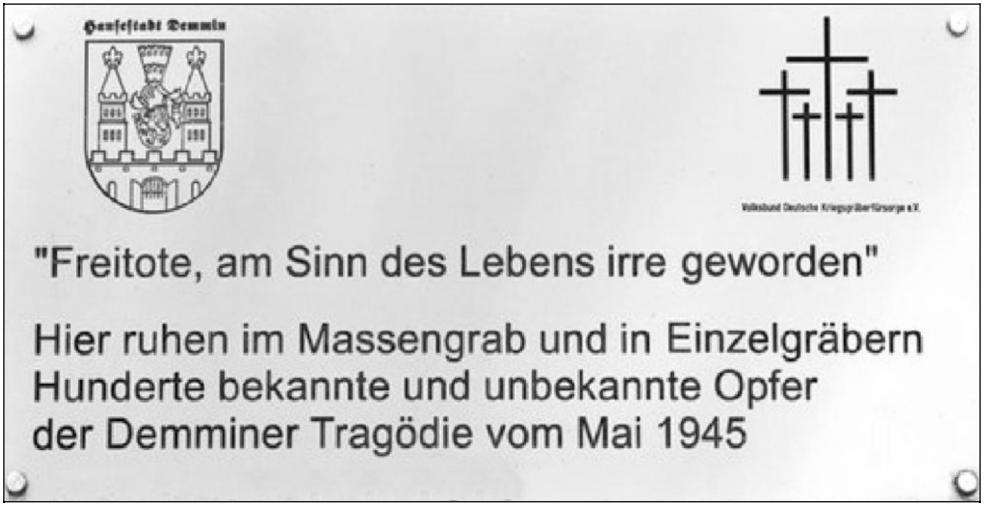


Abb. 35: o. J. – Gedenktafel des Verbandes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. in Demmin

---

[34] Florian Huber, »Kind, versprich mir, dass du dich erschießt«, Berlin Verlag, 2. Auflage 2015

[35] www.wikipedia.org/demmin

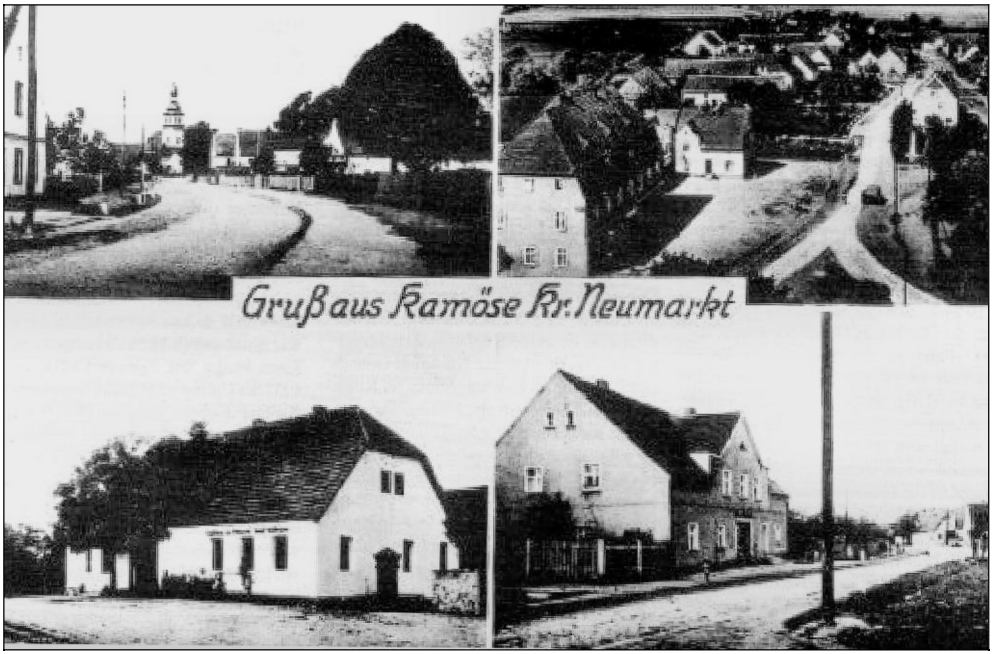


Abb. 36: vor 1945 – Grußkarte aus Kamöse

Horst Kixmöller

Exter – Kamöse und zurück

Unsere Eltern lebten mit uns drei Kindern und den Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits in dem Dorf Kamöse im Kreis Neumark in Niederschlesien. Unser Großvater Wilhelm Kixmöller war mit seiner Frau Wilhelmine Kixmöller, geb. Hoberg vor dem Ersten Weltkrieg von Exter nach Schlesien gezogen, um hier einen Bauernhof zu bewirtschaften.

Der Ort hatte etwa 800 Einwohner. Die Höfe standen in regelmäßigen Abständen entlang beiderseits der Straße, ein sogenanntes Straßendorf. Es waren meistens kleinere Bauern mit 60 bis 80 Morgen Land und verschiedenen Tieren. Am Ort einen Beruf zu erlernen war schlecht, weil es wenig Handwerker und keine Industrie gab.

Da unser Großvater Flachmeier hier in Exter wohnte, kam unser Vater hier her und lernte bei Schmiedeskamp das Schlosserhandwerk. Als er ausgelernt hatte bekam er eine Stelle bei der Reichsbahn als Schlosser am Bahnhof Maltsch in Schlesien.

Am 26. Januar 1945 ging der Gemeindebote morgens mit seiner Glocke durch den Ort und verkündete: »Alle Bewohner müssen bis 12 Uhr das Dorf verlassen, weil hier die neue Hauptkampflinie eingerichtet wird. Der Russe wird an der Oder aufgehalten und zurückgeworfen. In vierzehn Tagen können alle wieder in das Dorf zurückkehren.«

Die Großeltern hatten hier einen Bauernhof und hatten schon einen Planwagen vorbereitet; die Front kam immer näher und der Geschützdonner war schon zu hören. Es kamen auch schon Flüchtlinge aus der Ukraine durch das Dorf. Unsere Flucht begann zuerst in Richtung Riesengebirge. In den Bergen hatten wir Schwierigkeiten mit den Pferdewagen. Da Winter war und viel Schnee lag, mussten die Wagen oft mit Stöcken, die zwischen die Speichen der Räder gesteckt wurden, bei der Bergabfahrt gebremst werden, da sie teilweise keine Bremsen hatten oder diese vereist waren. Die Großmutter hatte dann bei Hirschberg das Gespann verkauft und wir sind mit weniger Gepäck zu Fuß und mit der Bahn bis ins Sudetengau gekommen. Hier hat uns der Russe überrollt.

Wir mussten dann innerhalb von zwei Tagen das Sudetengau verlassen, auch die Deutschen, die da wohnten. Teils mit der Bahn, teils zu Fuß über zerstörte Brücken haben wir uns nach Dresden durchgeschlagen. Mein Großvater hatte dort einen Schulfreund. Als wir dort ankamen sahen wir die Zerstörung der Stadt. Dort konnten wir auch nicht bleiben, denn es gab kaum noch Wohnraum. Meist zu Fuß wollten wir dann wieder Richtung Heimat nach Schlesien. Unsere nächste Station war Görlitz. Aber sie hatten an der Oder–Neiße–Linie die Grenze zugemacht. Es hieß, dass sie in 14 Tagen wieder geöffnet werden sollte.

Wir warteten vier Wochen auf die Öffnung, aber vergebens. Im Nachhinein, Gott sei Dank. Was nun? Wir erinnerten uns an die Verwandtschaft in Exter. Meine Großmutter wurde ja in Exter in Solterwisch geboren. Also auf Richtung Westen, wieder teils mit dem Zug und teils zu Fuß. Die überfüllten Züge mussten immer wieder langsam über zerstörte Brücken fahren. Oft mussten wir auch zu Fuß darüber gehen.

Unsere nächste Station war Löbau. Hier bekamen wir ein Zimmer und wir Kinder schliefen auf dem Heuboden. Die größeren Jungen hatten hier eine Handgranate gefunden und ein Cousin hat sie gezündet.

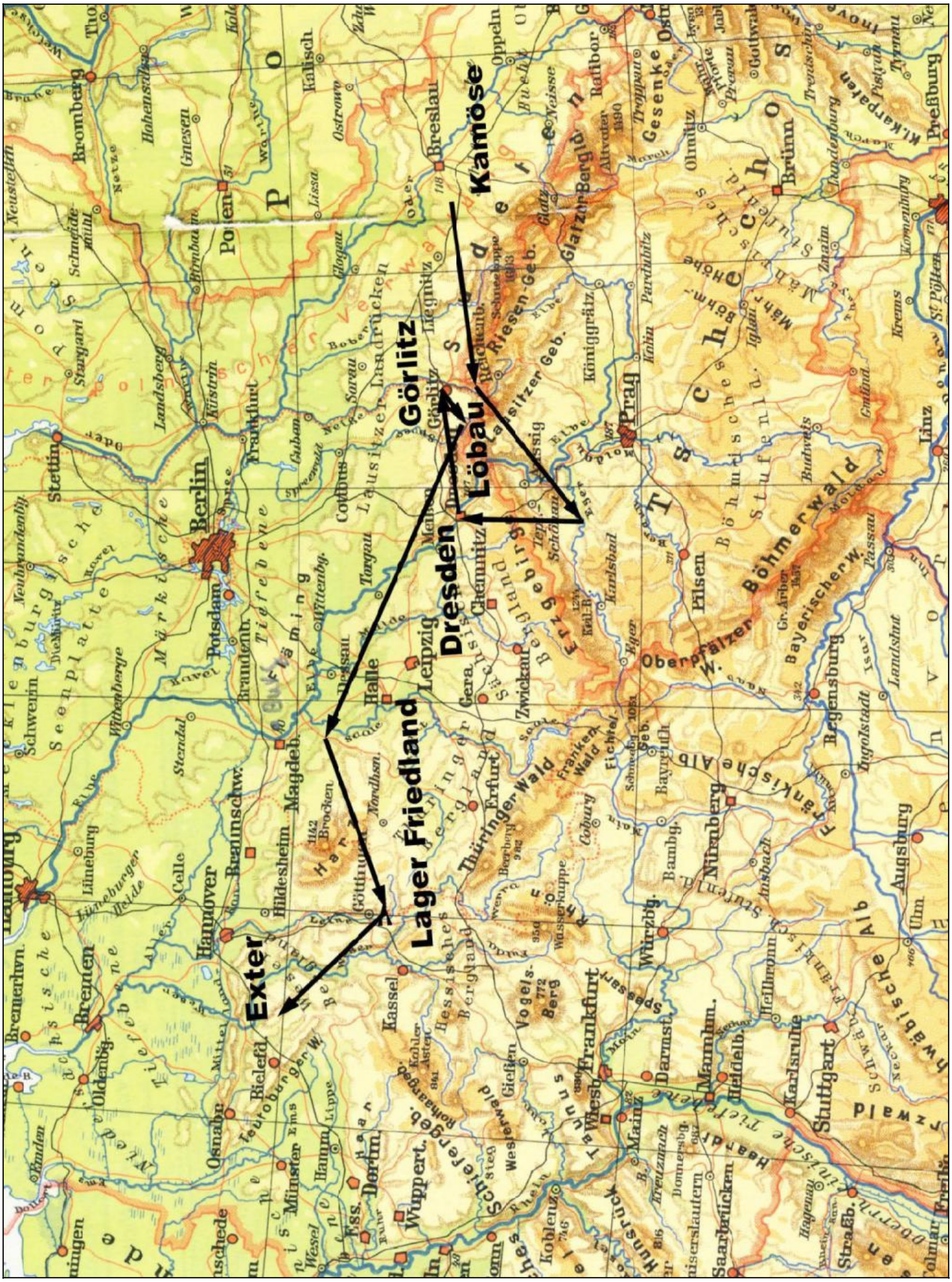


Abb. 37: Kamöse – Löbau – Görlitz – Lager Friedland – Exter

Meine Schwester hatte am meisten abbekommen. Sie hatte überall Splitter im Gesicht, an Armen und Beinen und das Trommelfell hatte etwas abbekommen. Durch diesen Unfall wurden wir in Löbau ungefähr vier Wochen aufgehalten. Es gab kaum ärztliche Versorgung. Erst später in Exter, als meine Schwester zur Schule ging, stellte sich heraus, dass sie nicht hören konnte. Unsere Mutter hat immer gesagt, die Kleine will nicht hören. Doch die Lehrerin in Exter, Fräulein Rhode hat ihr erklärt: »Sie möchte schon hören, aber sie kann nicht.«

Wie unsere Mutter uns in dieser Zeit satt gekriegt hat weiß ich auch nicht mehr. Wir haben bei den Bauern gebettelt oder haben uns etwas von den Feldern geholt. Mein Vater arbeitete bei der Bahn in Kamöse als Schlosser und war nicht eingezogen worden. Er war immer ganz traurig, wenn seine Brüder und Schwäger erzählten, was sie für Siege errungen hatten und er musste am Bahnhof tätig sein. Später wurde er noch zu den »Feldgrauen Eisenbahnern« eingezogen. Die unterstanden der Wehrmacht. Nach Kriegsende ging er wieder zurück nach Kamöse. Die Russen hatten hier nun die Verwaltung übernommen. Sie haben ihn gut behandelt, aber er durfte den Ort nicht verlassen und musste als Fachmann auf seinem Posten bleiben. Bevor die Polen alles übernahmen, haben ihm die Russen gesagt, dass er schnell Richtung Westen gehen solle. Bei Nacht und Nebel hat er sich dann auf den Weg gemacht.

Wir waren jetzt in Sachsen–Anhalt. Hier hatte ich mir das Schienbein verletzt. Es war ganz vereitert. So konnten wir also nicht weiter laufen. Wir kamen in ein Lager. Das war ein großer eingezäunter Sportplatz, in den alle Flüchtlinge getrieben wurden. Als Typhus ausbrach, haben wir bei Nacht und Nebel das Lager verlassen. Es wurde später auch geschlossen. In einem Ort bekamen wir ein Zimmer, in dem wir alle wohnten und ich behandelt werden konnte. Als es mir wieder besser ging, haben wir unsere Flucht fortgesetzt. Wir mussten die Grenze zum Westen überwinden. Nachts sind wir durch den Wald über einen Grenzbach geschlichen. Jetzt waren wir im Westen. Unser nächster Aufenthaltsort war das Lager Friedland. Hier wurden wir erst einmal entlaust. Nach einiger Zeit wurden in Friedland Flüchtlingstransporte zusammengestellt. Aus unserem Dorf sind viele nach Melle gekommen.

Weil wir unseren Ursprung in Exter hatten, haben wir uns in diese Richtung aufgemacht. Mit dem Zug sind wir bis Herford gekommen. Zu Fuß ging es dann weiter nach Schwarzenmoor. Wir wollten zu Schuster Hoberg, hatten aber die Adresse nicht. Hinter der Autobahnauffahrt [36] war links ein kleiner Bauernhof. Hier haben wir gefragt wo Schuster Hoberg wohnt. »Mit den kleinen Kindern wollt ihr noch dahin laufen?«, hat der Bauer gefragt. Er hat dann Pferde vor den Wagen gespannt und hat uns zu Flachmeier gebracht. Es war Heiligabend. Mein Vater war schon da. Hier sind wir nur drei oder vier Tage gewesen, da bereits fast alles belegt war. Dann kamen wir zu König in Solterwisch und hatten zwei kleine Zimmer. Hier wohnten wir etwa zwei oder drei Jahre.

An der heutigen Detmolder Straße hatte ein Privatmann ein Behelfsheim errichten lassen, in das Flüchtlinge eingewiesen wurden. Hier haben wir etwa sechs Jahre gewohnt, dann sind wir nach Herford gezogen, weil mein Vater wieder bei der Bahn gearbeitet hat und eine Dienstwohnung bekam. Das war 1954. Später haben wir in Herford gebaut.

Vor drei Jahren waren wir zum ersten Mal wieder in unserem Heimatdorf Kamöse. Meine Schwester hatte in unserem Album geblättert. »Da ist ja nur plattes Land. Es sind keine Berge zu sehen. Da möchte ich mal hin.« Und so haben wir uns auf den Weg gemacht. Teilweise gibt es neue oder renovierte Häuser und manches sieht noch aus wie früher. In unserem Hof wohnte ein Pole, mit dem wir uns gut verständigen konnten. Er hat das Gebäude renoviert. Das Land, das zu dem Hof gehörte, wurde nun von einer Genossenschaft bearbeitet.

Zur Geschichte: Kamöse

Das Dorf liegt etwa sechs Kilometer nordwestlich der Stadt Neumarkt.[37] 1939 zählte der Ort 706 Einwohner.[38] Kamöse war zeitweilig Grundbesitz des 1202 gegründeten Klosters Trebnitz. Mit der Säkularisation endete der Einfluss des Klosters und Kamöse gehörte nun zum Kreis Neumarkt. Nach der neuen Kreisgliederung im preußischen Staat gehörte dieser 1816 weiter zum Regie-

---

36 BAB2-Auffahrt Herford-Ost

37 www.suehnezeichen.de/polen/nschles/kamoese/htm

38 www.genealogy.net

rungsbezirk Breslau. Er bestand überwiegend aus ländlichen Gebieten und den beiden Städten Neumarkt und Canth. Seit 1867 gehörte er zum Norddeutschen Bund und ab 1871 zum Deutschen Reich. 1919 wurde die Provinz Schlesien aufgelöst. Aus den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz entstand die Provinz Niederschlesien. Ein Jahr später wurden die selbstständigen Gutsbezirke aufgelöst und den jeweiligen Gemeinden zugeordnet. 1938 entstand aus Nieder- und Oberschlesien die neue Provinz Schlesien. Die Rote Armee besetzte im Frühjahr 1945 das Kreisgebiet, das danach ein Teil Polens wurde. Kamöse heißt heute Chomiaza.[39] Ein weiterer wichtiger Ort im Kreis Neumarkt war Maltsch, heute Malczyce. Hier war außer dem Bahnhof ein für Schlesien wichtiger Kohlehafen an der Oder angelegt worden. Er gehörte der Deutschen Reichsbahn. Um ihn effizienter zu betreiben, wurde eine Kohlenstraße über Freiburg nach Maltsch angelegt. Nach der Verladung im Hafen fuhren die Schiffe mit ihrer schwarzen Fracht die Oder abwärts.[40]

Der Krieg ist zu Ende.

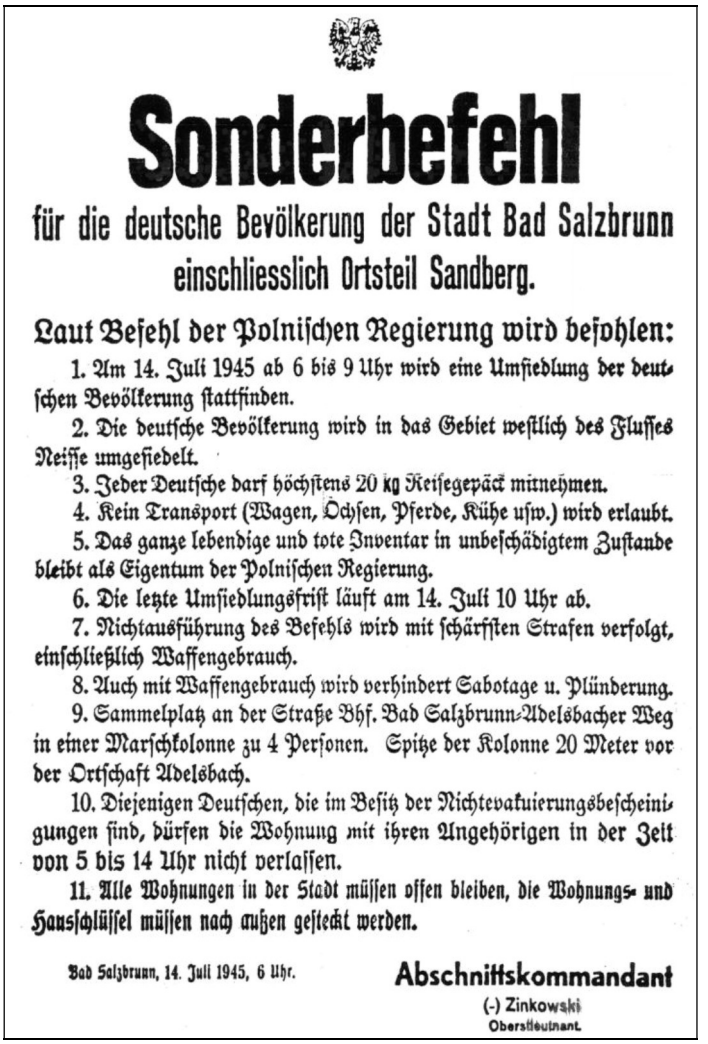
Am 8. Mai. 1945 war der Krieg offiziell zu Ende. Die Waffen schwiegen. Damit war aber noch nicht das Leid der Menschen beendet. Am 7. Mai hatte Generaloberst Jodl in Reims die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches unterschrieben. Die gleiche Zeremonie musste noch einmal, auf Drängen Stalins, am 9. Mai in Berlin–Karlshorst wiederholt werden. Hier unterschrieb Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel die Kapitulation. Hitler hatte sich am 30. April durch Selbsttötung der Verantwortung entzogen.

Die Bilanz dieses sinnlosen Krieges ist erschütternd. 60 Millionen Menschen starben. Über sechs Millionen europäische Juden wurden grausam getötet. 17 Millionen Menschen waren verschollen. 5,7 Millionen sowjetische Kriegsgefangene lebten in unwürdigen Lagern. Von ihnen überlebten drei Millionen nicht. Hunderttausende Zivilpersonen sind zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert worden. Über fünf Millionen Zwangsarbeiter wurden im Reich zur Arbeit verpflichtet. 12 – 14 Millionen Deutsche sind dann vertrieben worden.

---

39 www.neumark– in–schlesien.de

40 www.boehm–chronik.com/forschung/handelswege/htm



Sonderbefehl

für die deutsche Bevölkerung der Stadt Bad Salzbrunn einschliesslich Ortsteil Sandberg.

Laut Befehl der Polnischen Regierung wird befohlen:

1. Am 14. Juli 1945 ab 6 bis 9 Uhr wird eine Umsiedlung der deutschen Bevölkerung stattfinden.
2. Die deutsche Bevölkerung wird in das Gebiet westlich des Flusses Neisse umgesiedelt.
3. Jeder Deutsche darf höchstens 20 kg Reisegepäck mitnehmen.
4. Kein Transport (Wagen, Ochsen, Pferde, Kühe usw.) wird erlaubt.
5. Das ganze lebendige und tote Inventar in unbeschädigtem Zustande bleibt als Eigentum der Polnischen Regierung.
6. Die letzte Umsiedlungsfrist läuft am 14. Juli 10 Uhr ab.
7. Nichtausführung des Befehls wird mit schärfsten Strafen verfolgt, einschließlich Waffengebrauch.
8. Auch mit Waffengebrauch wird verhindert Sabotage u. Plünderung.
9. Sammelplatz an der Straße Bhf. Bad Salzbrunn-Adelsbacher Weg in einer Marschkolonne zu 4 Personen. Spitze der Kolonne 20 Meter vor der Ortschaft Adelsbach.
10. Diejenigen Deutschen, die im Besitz der Nichtevakuierungsbescheinigungen sind, dürfen die Wohnung mit ihren Angehörigen in der Zeit von 5 bis 14 Uhr nicht verlassen.
11. Alle Wohnungen in der Stadt müssen offen bleiben, die Wohnungs- und Hausschlüssel müssen nach außen gesteckt werden.

Bad Salzbrunn, 14. Juli 1945, 6 Uhr.

Abschnittskommandant
(-) Zinkowski
Oberstleutnant.

Abb. 38: 1945 – Verhaltensmaßregeln für die Besiegten

So könnte man noch vieles aufzählen. Es sind alles nur nackte Zahlen, aber hinter jeder Zahl stecken Millionen traurige Schicksale. Und welchen Sinn hatte das Ganze?

Auf den Konferenzen in Teheran (1943) und in Jalta (1945) hatten die Alliierten beschlossen, dass Polen Gebiete von Deutschland erhalten sollte. Stalin versuchte aber schon die Oder–Neiße–Linie als neue Grenze zu Deutschland festzulegen, denn er behielt gleich die polnischen Ostgebiete. Die Amerikaner und Engländer hatten gegen diese Grenzziehung zunächst Bedenken. Aber Stalin machte Nägel mit Köpfen. Er übergab den Polen die Gebiete bis zur Oder–Neiße–Linie und deren Verwaltung. Auf der Konferenz in Potsdam (1945) einigten sich die Alliierten darauf, dass die Deutschen aus den Gebieten bis zur Oder–Neiße–Linie und dem Sudetenland auszuweisen sind. Die »Überführung sollte in ordnungsgemäßer und humaner Weise stattfinden«.

Zuerst kam es 1945 zu »Wilden Vertreibungen«. Im Juni 1945 erhielten die polnischen Truppen den Befehl »mit den Deutschen so umzugehen, wie sie mit uns umgegangen sind und sie solange zu drangsalieren, bis sie von selbst gehen«. Die Versorgung mit Nahrungsmitteln war unzureichend, die ärztliche Behandlung wurde verweigert und viele wurden enteignet.

Bis Ende 1945 verließen noch einmal etwa 500.000 Deutsche freiwillig das Land. Die »organisierte« Zwangsaussiedlung begann Anfang 1946. Von einem ordnungsgemäßen und humanen Verfahren konnte nicht die Rede sein. Nachstehend werden einige Zeitzeugen von ihrer Vertreibung berichten.

Erika Brandt

Die letzten Kriegstage und die Zeit danach

Geboren wurde ich 1934 in dem niederschlesischen Dorf Alt Reichenau im Waldenburger Bergland.

Anfang 1945 war es – die Front rückte näher. Immer näher ist das Grollen der Geschütze zu hören, immer öfter schwirren Tieffflieger über uns hinweg. Planenfuhrwerke kommen durch unser Dorf, ganze Viehherden werden durchgetrieben, die Bevölkerung aus den weiter östlich gelegenen Regionen flieht vor der Roten Armee.

Wir Kinder fanden es unheimlich spannend und aufregend; soviel Betrieb hatte unsere Dorfstraße noch nie erlebt. Unsere Schule war geschlossen, alle Lehrer waren an der Front, die Schulräume waren zu Nachtquartieren für die Flüchtlinge umfunktioniert.

Es war im April 1945, als mein Vater die Einberufung zum Volkssturm erhielt. Schweren Herzens machte er sich, bepackt mit dem Nötigsten, auf den Weg zur nächsten Bahnstation. Wir konnten es nicht glauben.

Am frühen Abend desselben Tages war er wieder zu Hause. Die Züge fuhren wegen der feindlichen Tieffliegerangriffe und der nahenden Front nicht mehr. Uns war mehr als nur ein Stein vom Herzen gefallen unseren Papa wieder zu Hause zu haben. Jetzt ging es daran, die Fuhrwerke herzurichten für unsere Flucht vor der Roten Armee. An einem der ersten Tage im Mai 1945 war es dann soweit. Zwei Wagen wurden vollgeladen mit Nahrungsmitteln und Bekleidung. Unsere Mutter hatte in weiser Voraussicht beizei-

ten selbst zubereitete Butter zerlassen und in Flaschen gefüllt. Bei Bedarf wurde die Butter durch Erwärmen wieder flüssig gemacht.

Zwei alleinstehende Nachbarinnen, sowie zwei junge Mädchen aus der Verwandtschaft, fuhren mit uns. Vor den größeren Wagen spannte mein Vater zwei Stuten, eine von ihnen mit einem ganz jungen Fohlen, das am Kopf der Mutterstute angebunden wurde. Mein Vater lenkte diesen Wagen. Vor den zweiten Wagen wurden zwei ruhigere Pferde gespannt. Meine Mutter saß auf dem Bock und lenkte dieses Gespann.

Wohin die Reise gehen sollte wusste wohl niemand genau. Vorgestellt hatte man sich, mit diesem Treck übers Riesengebirge und die Sudeten bis nach Bayern zu kommen. Utopie! Auf den Straßen herrschte unvorstellbares Gedränge. Nicht nur die Flüchtlinge aus den umliegenden Orten waren unterwegs gen Westen, auch viel Militär versuchte sich in Sicherheit zu bringen. Also ging es nur langsam voran. Immer wieder mussten die Gespanne zur Seite, um die zurückweichenden Soldatenfahrzeuge vorbei zu lassen.

So ging es zwei oder drei Tage. Wir übernachteten in Strohscheunen am Wege, bis uns schließlich russische Panzer und Soldaten überholten. Die Wagen wurden geplündert, Frauen und junge Mädchen, die sich versteckt hielten, wurden aufgescheucht und vergewaltigt, einige Pferde von den Fuhrwerken ausgespannt und mitgenommen, vorbeiziehendes deutsches Militär gefangen genommen und manche Soldaten erschossen. Die gesamte Flüchtlingskolonne war zu Tode erschrocken.

Nun hieß es, die Rückfahrt anzutreten, zurück in die Heimat. Vorsorglich hatte mein Vater die Pferde mit dicken Decken bedeckt, denn sie schwitzten ordentlich in der Frühjahrssonne, sodass sie nicht gerade einen gesunden, frischen Eindruck machten. Also kamen wir wieder nach ein paar Tagen zu Hause an.

Sechzehn Milchkühe brüllten auf der Weide. Zuhause gebliebene Nachbarn hatten sie zwischenzeitlich gemolken. Die Milch war in alle zur Verfügung stehenden Gefäße gefüllt worden. Sie standen alle in der Milchküche und dem langen Flur aufgereiht.

Inzwischen war Erntezeit. Jetzt kam wieder die Rote Armee um die Felder abzuernten und das Getreide auszudreschen. Es wurden alle, auch die Felder der Nachbarn abgeerntet.

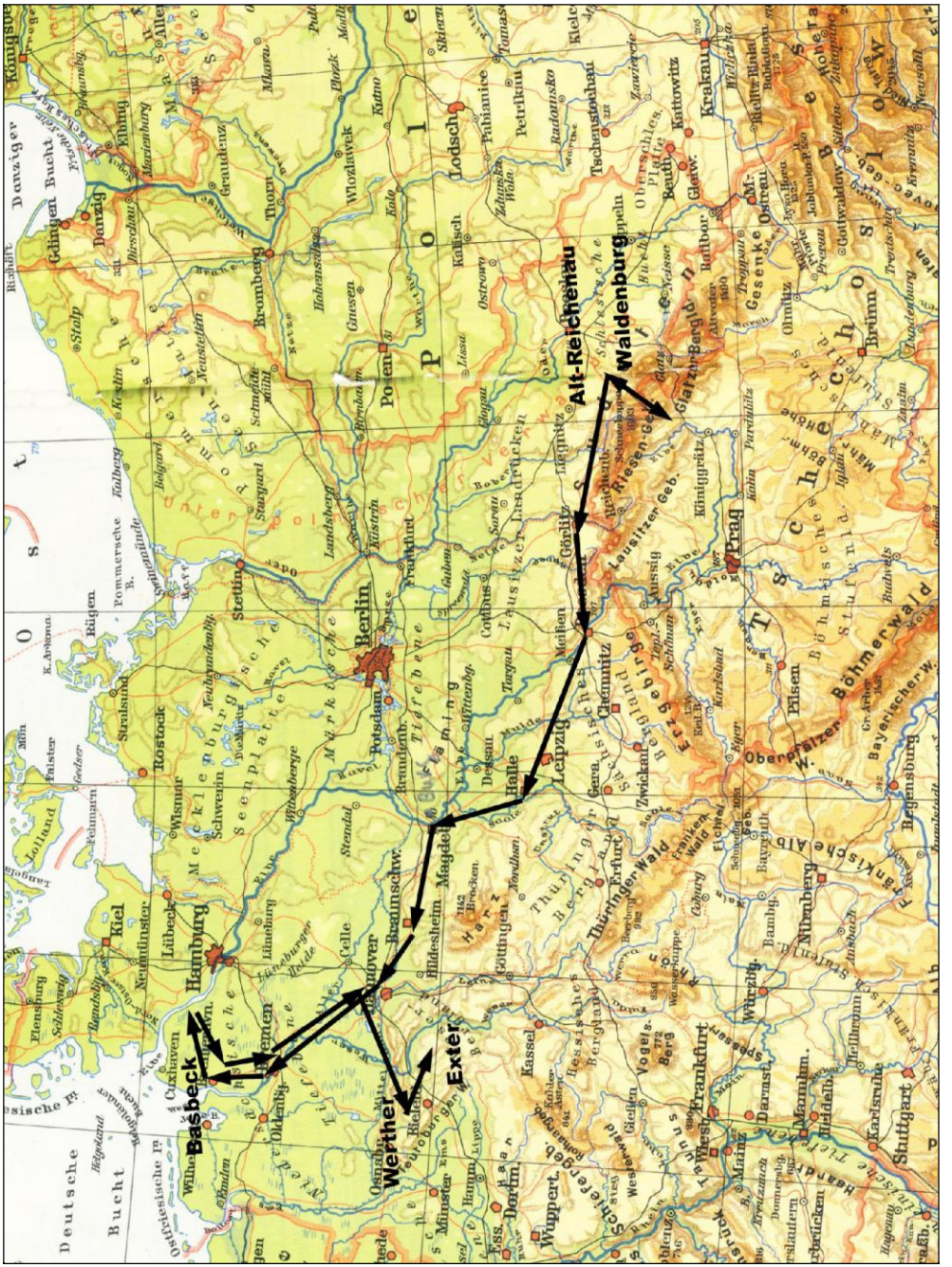


Abb. 39: Alt Reichenau – Basbeck – Werther – Exter

Die Dreschmaschine war auf einen derartigen Dauerbetrieb nicht ausgelegt. Wegen der Überlastung kam es zu Kurzschlüssen. Das aber wurde meinem Vater als Sabotage angelastet. Er wurde mit Verschleppung, ja sogar mit Erschießung bedroht. Täglich lebten wir in Todesangst.

Das Dreschkommando hatte sich in unserem Haus einquartiert. Jeden zweiten Tag fiel eine Kuh dem Hunger der Männer zum Opfer. Ich kann mich auch an unzählige Wodkakannen erinnern, die ausgeleert herumlagen.

Als alles Korn abgefahren war, zog sich das Kommando zurück und nach kurzer Zeit, in der immer wieder betrunkene Soldaten nachts die Türen einschlugen und Angst und Schrecken verbreiteten, übernahm die polnische Miliz das Regiment. Jetzt im Herbst 1945 wurden die Bauern enteignet. Polnische Familien übernahmen Haus und Hof.

Meine Eltern räumten Schlaf- und Wohnraum für die polnischen Mitbewohner. Sie arrangierten sich weitestgehend mit den neuen Begebenheiten. So gelang einigermaßen das Zusammenleben mit den neuen »Besitzern«.

Die Zeit verging. Dann verbreitete sich die Kunde im Dorf, dass alle Deutschen aus dem Ort vertrieben werden sollten. Als das Frühjahr 1946 kam, wurde der erste Transport der deutschen Dorfbewohner von der polnischen Miliz zusammengestellt. Wir waren noch nicht dabei.

Ein paar Wochen danach traf es auch unsere Familie. Es wurde das Nötigste zusammen gepackt, soviel wie jeder tragen konnte. Meine Eltern hatten vorsorglich einen großen Wäschekorb mit Rädern versehen lassen und diesen mit Decken, Wäsche und Essbarem gefüllt. Am Tag der Vertreibung wurden wir auf einen Ackerwagen verfrachtet und von Polen mit den ehemals eigenen Pferden zur Bahnstation gebracht.

Zunächst ging es in ein großes Sammellager, wo alle mitgebrachten Gepäckstücke durchsucht und geplündert wurden. Am nächsten Morgen sind wir in Viehwaggons verladen worden und die Fahrt ins Ungewisse begann.

Es ging Richtung Westen. Sobald der Zug einmal hielt, sprangen die Erwachsenen ins Freie und bemühten sich um Möglichkeiten für eine Imbisszubereitung. Auf kleinen Feuern wurden Süppchen zubereitet. Das Wasser dafür lieferte die Wasserversorgung der Lokomotive. So verging wohl eine

Woche bis wir Helmstedt erreichten. Hier stand uns eine »Entlausung« bevor. Das geschah mit einer Pulverspritze. Ich glaube nicht, dass wir verlaust waren.

Von dort ging es wieder in Viehwaggons weiter gen Westen. Unsere Fahrt endete in Basbeck, einem Dorf zwischen Stade und Otterndorf. Pferdefuhrwerke brachten die einzelnen Familien zu der neuen Zufluchtsstätte. Wir, Vater, Mutter und drei Kinder zwölf, sieben und fünf Jahre alt wurden einer Bauernfamilie in einem abgelegenen Ortsteil zugeteilt.

Dort waren wir so unwillkommen wie kaum vorstellbar. Es bedurfte größter Überredungskunst des Kutschers uns aufzunehmen. Eigentlich unverständlich, waren wir doch – wie sie – Deutsche und hatten doch nicht als einzige den Krieg verloren. Jedenfalls waren wir nur sehr ungern gesehen. Als es bereits dämmerte, wurden wir endlich eingelassen. In einem kleinen Raum mit schätzungsweise zwölf Quadratmetern fanden wir Unterkunft. Alle darin befindlichen Möbel durften nicht von uns benutzt werden, weder das Sofa noch eine Schublade des Schrankes. Also breiteten die Eltern mitgebrachte Betten und Decken auf der Erde aus, worauf wir uns zum Schlafen niederlegten, das war jeden Abend die gleiche Zeremonie.

Der Bettensack stand tagsüber in der Scheune. Er wurde jeden Abend wieder hergeholt und die Betten auf der Erde ausgebreitet. Nach einer Zeit der Zusammengewöhnung halfen die Eltern in der Landwirtschaft. Manchmal fiel für uns eine kleine Mahlzeit ab.

Nun begann für mich auch die Schule wieder. Zwei wertvolle Schuljahre waren leider verloren. Ein gutes halbes Jahr verging, bis wir endlich nach vielen Besuchen auf dem zuständigen Amt in eine andere Wohnung umziehen konnten. Für meinen Vater gab es keine Arbeit, es war eine armselige Zeit. Durch die Vermittlung von Verwandten, die nach Westfalen verschlagen worden waren, konnten wir nach Werther ziehen. Dort bezogen wir einen Kotten.

Vater arbeitete bei dem Bauern. Die Zustände verbesserten sich ganz allmählich. Nach einigen Jahren lernte ich meinen späteren Mann kennen. Wir heirateten und so kam ich schließlich nach Exter.

Zur Geschichte: Alt Reichenau

Reichenau wurde um 1210 gegründet. 1263 entsteht Neu Reichenau und das ehemalige Dorf wird nun Alt Reichenau genannt. 1368 fiel es zusammen mit dem Herzogtum Schweidnitz erbrechtlich an Böhmen. Das Dorf wurde von den Hussiten zerstört und 1427 wieder aufgebaut. Die Herrschaften wechselten mehrfach. Im Jahr 1576 hatte Alt Reichenau 74 Bauernhöfe.

Nach dem Ersten Schlesischen Krieg wurde Alt Reichenau 1742 preußisch. 1815 kam es nach der Neugliederung Preußens an die Provinz Schlesien und gehörte ein Jahr später zum Landkreis Jauer. Alt Reichenau war seit 1874 Sitz des gleichnamigen Amtsbezirks. 1934 wurde es eingegliedert in den Landkreis Waldenburg. 1939 zählte der Ort 1691 Einwohner. Nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 musste die deutsche Bevölkerung den Ort verlassen. Die neuen Bewohner kamen zum Teil aus Ostpolen und waren ebenfalls Vertriebene. Alt Reichenau heißt heute Stare Bogaczowice.[41]

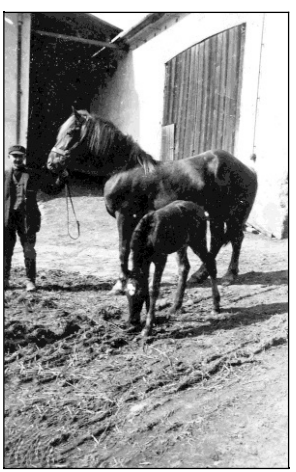
Abb. 40: um 1930 – Alt Reichenau – Der Hof der Familie Seidel (Zeitzeugin Erika verh. Brandt) entspricht dem dritten und dem vierten Gebäude von links im Vordergrund.

---

[41] https://de.wikipedia.org/wiki/Stare_Bogaczowice

Bauernhof Seidel

Abb. 41: (oben) – Hofanlage Seidel
Abb. 42: (unten links) – Erich Seidel
Abb. 43: (unten rechts) – Erich Seidel mit Erntehelfern
– alle Bilder vor 1945 –



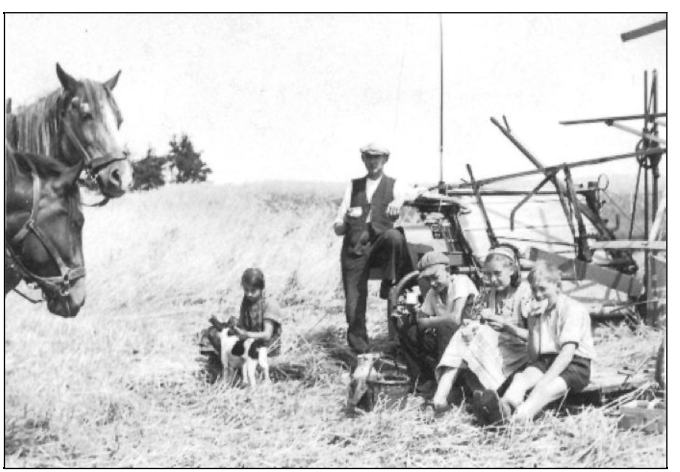


Abb. 44: vor 1945 – Grußkarte aus Kindelsdorf

Eine weitere Zeitzeugin

Der Weg ins Ungewisse.

Zum Kriegsende am 8. Mai 1945 kamen die Russen in unser Dorf nach Kindelsdorf im Kreis Landeshut in Schlesien. Wir waren die erste Landwirtschaft an der Straße. Bei uns war gerade ein sechzehnjähriges Mädchen aus dem Dorf. Sie sprang vom Boden auf den Misthaufen und konnte so den Russen entkommen. Unser Dienstmädchen musste herhalten. Meine vierzehnjährige Schwester saß wie blöd vor der Feuerstelle. Meine Mutter hatte sie mit Blut beschmiert, so dass sie in Ruhe gelassen wurde.

Die Russen quartierten sich bei uns ein. Anfang des Sommers mussten wir von Zuhause fort. Wir wurden zu Fuß tagelang über den Riesengebirgskamm bis nach Sachsen getrieben. Russen auf Pferden begleiteten uns. Wir waren überwiegend Frauen und Kinder. Zwei Männer waren dabei, die kaum noch konnten. Insgesamt etwa 30 Personen. Nachts lagen wir im Straßengraben. Wir gingen später über eine Holzbrücke über die Neiße und wurden uns dann selbst überlassen.

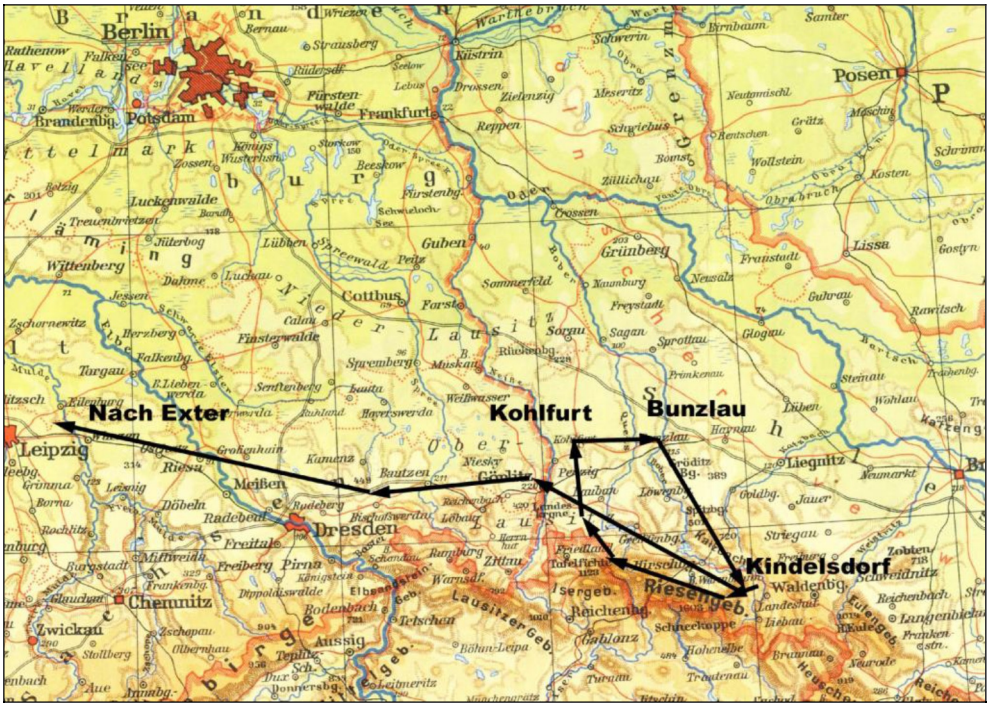


Abb. 45: Kindelsdorf – Bunzlau – Kohlfuhrt und weiter nach Exter

Nach tagelangem Umherirren kamen wir nach Kohlfurt. Von dort fuhren offene Kohlenwagen nach Oberschlesien. In diese Wagen wurden wir eingepfercht und erst mal ausgeraubt. Meine achtjährige Schwester war auch dabei. Sie hatte 40 Grad Fieber. Wir wurden wieder über die Grenze nach Schlesien verfrachtet. In Bunzlau hieß es aussteigen und es ging wieder zu Fuß nach Hause. Wie kommen wir im Nachbarort an der Miliz vorbei?

Zuhause angekommen sahen wir, dass die Russen Korn droschen. Es war Hochsommer. Hinter einer Wand schlachtete ein Bekannter ein Schaf, damit wir wieder was zu essen hatten. Im Herbst kamen dann die Polen mit in unser Haus. Es waren acht Personen. Weihnachten wurde der betrunkene Mann böse, weil meine Mutter nichts auf den Tisch brachte. Wir waren auch fünf Personen. Das einzige war das Getreide, das durch ein großes Sieb in die Spreu gekommen war. Im Mai 1946 wurden wir wieder vertrieben und das für immer. Zuerst gelangten wir wieder nach Sachsen. Hier ging ich eines Tages mit meiner Mutter zu einem Bauern um zu betteln. Da sah ich im Kohlenkasten ein Stück schwarzes Brot liegen. Das habe ich nie

vergessen. Abends, wir waren in einer Scheune untergebracht, da kam meine Mutter mit einem Eimer voll Krautsuppe. Eine warme Mahlzeit. Sonst waren es grüne Äpfel ... [42]

Zur Geschichte: Kindelsdorf.

1289 wird Kindelsdorf erstmals in einer Urkunde erwähnt. In diesem Jahr schenkt der böhmische König Wenzel II. Kindelsdorf zusammen mit anderen Orten dem Herzog Bolko I. von Schweidnitz–Jauer. Das »wüste Dorf« war 1332 im Besitz von Frizco von Tannenberg. Der verkaufte es für 14 Mark an den Grüssauer Abt Heinrich II. und um 1359 gelang es wieder an das Herzogtum Schweidnitz. 1368 kam es zu Böhmen. Der Grüssauer Abt Johannes der V. verkaufte 1545 eine Glashütte dem Glasermeister Christoph Friedrich, die in das 15. Jh. datiert wird. Damals gab es in der Umgebung große Waldvorräte und reinen Quarzsand, Voraussetzung für die Herstellung von Glas. Außer einfachem Glas stellte die Hütte auch Hohlglas her für fürstliche Tafeln. Aus Holzmangel durch den Dreißigjährigen Krieg konnte die Hütte nicht mehr produzieren. Nach dem Ersten Schlesischen Krieg fiel Kindelsdorf an Preußen. Ab 1815 gehörte es zur Provinz Schlesien und ein Jahr später zum Landkreis Landeshut. 1939 lebten 213 Einwohner in dem Ort. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu Polen und wurde in Dobromysi umbenannt. Für die deutsche Bevölkerung, die vertrieben wurde, kamen Heimatvertriebene aus Mittel- und Ostpolen.[43]

Edith Köpke

Die Vertreibung nach Exter.

Einmal Westfalen und nicht zurück. Ungefähr Mitte August 1946 kamen die Polen und Russen in unseren Ort Neundorf. Es dauerte nicht lange da hieß es, wir sollen unsere Heimat verlassen. Gepäck und Leute wurden auf Leiterwagen verladen und bis zum Bahnhof Habelschwerdt gebracht. Dort kamen wir in Viehwaggons und so ging die Reise los.

---

[42] Hier endet ihre Geschichte; die Zeitzeugin teilte mir mit, dass sie nicht mehr weiterschreiben könne (H. P. Märgner).

[43] https://de.wikipedia.org/wiki/Kamienna_Góra

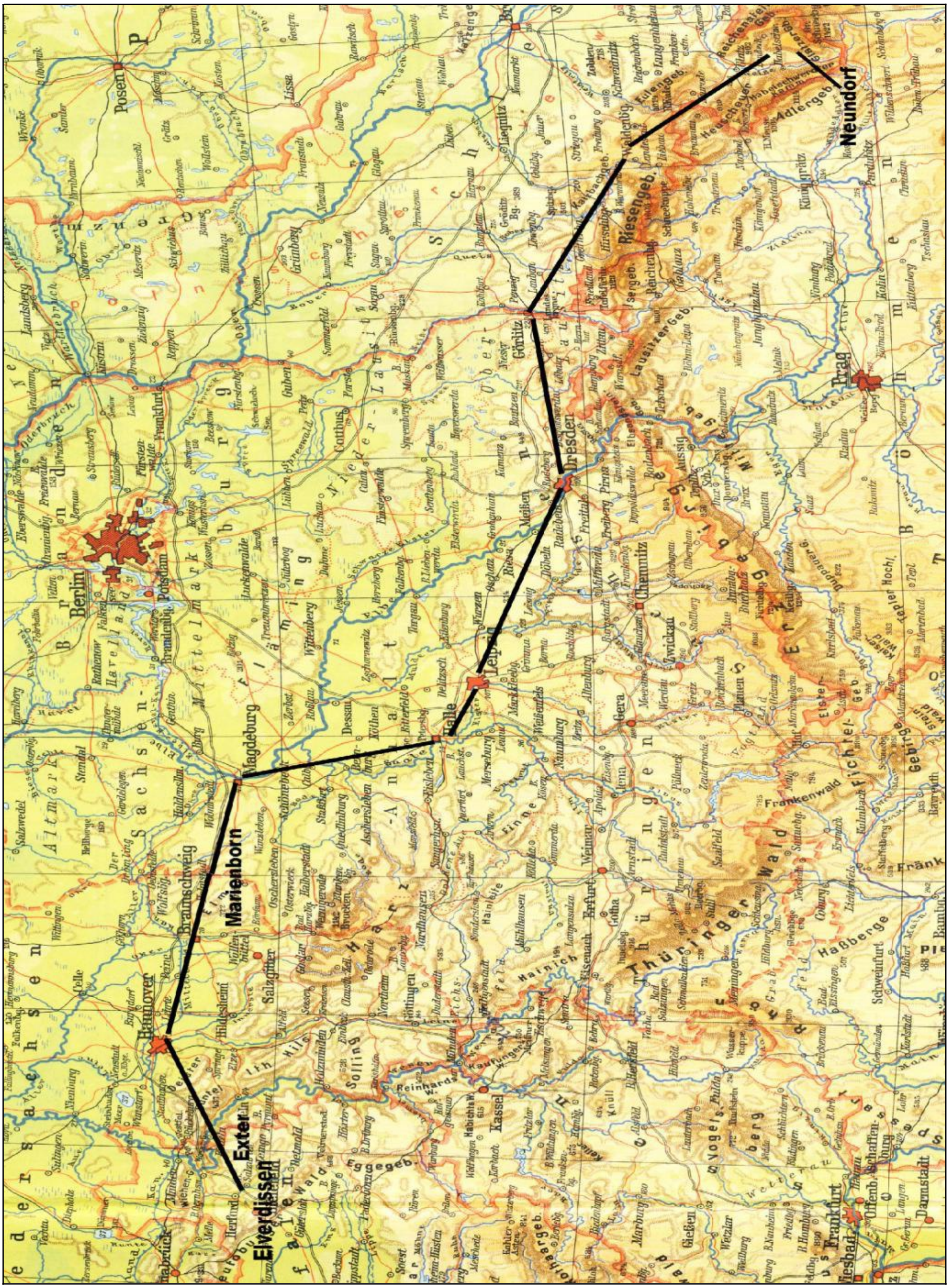


Abb. 46: Neundorf – Marienborn – Elverdissen – Exter

Wir hatten nur das, was wir tragen konnten. Ich war erst sechs Jahre alt und meine Mutter war gehbehindert. So ungefähr vierzehn Tage waren wir unterwegs, dann kamen wir in das Durchgangslager Marienborn. Dort wurden wir mit einem Puder entlaust. Hier blieben wir einige Zeit, bis wir in das Lager nach Elverdissen (heute Fabrik Ahlers) kamen. Von da wurden die Leute auf verschiedene Orte verteilt.

Wir kamen zur Gaststätte Knöner (heute Hotel-Restaurant Grotegut). Das war am 8. Mai 1946. Mutti und ich kamen dann zu einem Bauern, aber wir wurden abgewiesen. Als die Bauersfrau die Tür einen Spalt öffnete hieß es nur: »Ach ihr beide könnt ja nicht arbeiten.« So standen wir wieder auf der Straße und gingen zurück zu Knöner. Wir waren die letzten aus der Runde, die keine Unterkunft hatten.

Nach einer Weile erklärte sich ein netter Mann aus der »Verteilerrunde« bereit und nahm uns mit seinem Lastauto mit nach Hause. Es war das letzte Haus auf der Steinegge. Da wurden wir sehr nett aufgenommen.

Nach einem halben Jahr mussten wir dort wieder weg. Somit hatten wir wieder keine Bleibe. Über den Tag lebten wir mit sieben Personen bei meiner Tante, die ein Zimmer bei Deppendorf hatte. Jeden Abend bin ich und meine Mutter zur Familie Wintermeier an der Salze zum Schlafen gegangen und morgens wieder zurück. Dann wurde eine Baracke am Sportplatz gebaut. Da bekamen wir ein kleines Zimmer. 1949 kam mein Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft. Da war die Freude groß. Nun haben wir in Exter eine neue Heimat gefunden. 68 Jahre schon fühlen wir uns hier sehr wohl.

Zur Geschichte: Neundorf

Neundorf liegt im Glatzer Kessel, umgeben von dem Habelschwerdter Kamm, dem Glatzer Gebirge mit dem Schneeberg (1422 Meter) und dem Reichensteiner Gebirge. Auf dem Schneeberg entspringt die Glatzer Neiße, die in die Oder mündet.

Neundorf gehörte zum Landkreis Habelschwerdt. Der Ort wird 1358 als Newendorf erstmals erwähnt. Zunächst gehörte er zur Herrschaft Mittelwalde.

Nach den schlesischen Kriegen kam Neundorf mit der Grafschaft Glatz 1763 an Preußen. Im 19. Jh. sind 13 Bauern, 21 Gärtner und 19 Häusler

nachgewiesen. Es gab eine Filialkirche mit Pfarrhaus, ein Schulgebäude, je eine Mehl- und Brettmühle, drei Handwerker und ein herrschaftliches Vorwerk. Zu dieser Zeit zählte Neundorf 478 Einwohner.

Nach der Neugliederung Preußens kam Neundorf 1815 zur Provinz Schlesien und wurde in den Landkreis Glatz eingegliedert. 1818 gehörte es dann zum Landkreis Habelschwerdt. Im 19. Jh. entwickelte sich das Dorf zum Ausflugs- und Erholungsort. 1939 zählte Neundorf 459 Einwohner.

1945 fiel der Ort an Polen und heißt seitdem Nowa Wies. Nach der Vertreibung der deutschen Bevölkerung siedelten hier Heimatvertriebene aus Ostpolen. [44]

Abb. 47: vor 1945 – Neundorf im Kreis Habelschwerdt

[44] https://de.wikipedia.org/wiki/Nowa _Wieś_ (Międzylesie)

Ilse Schulte, geb. Märgner/Hans–Peter Märgner

Unsere Zeit in Langenbielau

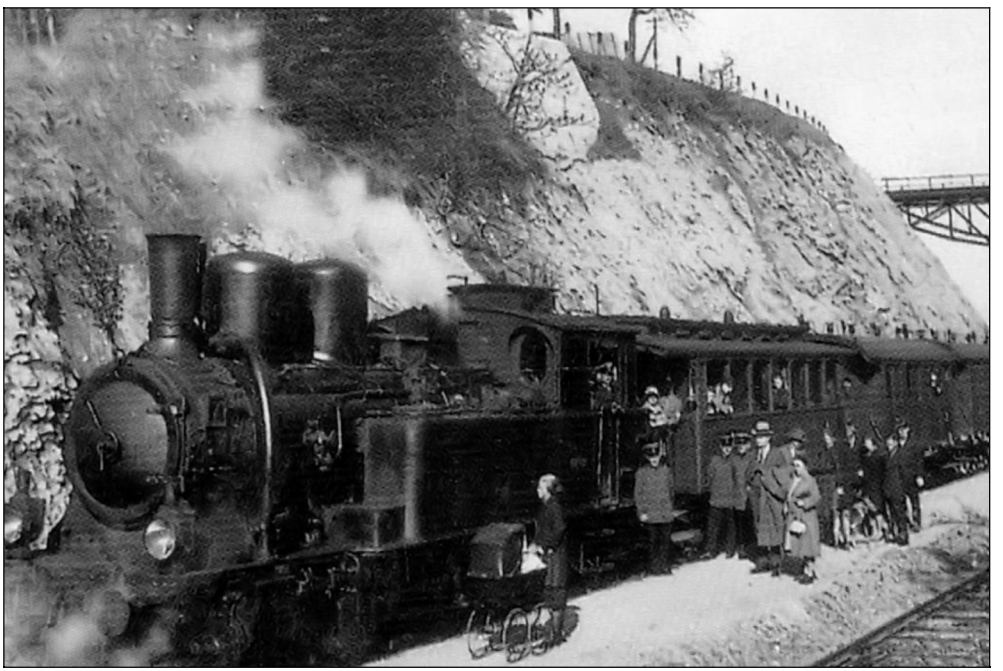
»Woher stammt ihr?«, wurden wir wieder einmal gefragt. »Aus Schlesien«, war unsere Antwort. »Und aus welchem Ort?« – »Aus Langenbielau. Der Ort liegt in Niederschlesien im Kreis Reichenbach am Eulengebirge.« Manche können auch mit diesen Angaben nicht viel anfangen. Schlesien ist eben schon Vergangenheit. Unsere Eltern waren 1934 nach Langenbielau gezogen, weil unser Vater hier als Maurer arbeitete. Wir wohnten in einem Mehrfamilienhaus – Neubielauer Grund Nr. 15. Hier wurden meine Schwester und ich geboren, sie 1936 und ich 1939. Als ich auf die Welt kam, donnerten schon die Kanonen – es war Krieg. Unser Vater war da bereits Soldat. Wir sahen ihn nur, wenn er mal auf Heimaturlaub kam.

Noch spürten wir Kinder nichts vom Krieg. Meine Schwester ging wie gewohnt zur Schule. Sie traf sich oft mit ihrer Freundin Eva oder anderen Kindern. Sonst spielten wir im Garten oder an der Biele, einem Bach, der unterhalb des Gartens entlang floss. Am Haus fuhr dampfend die Eulenbahn entlang. Die Schranke vor dem Haus ging bimmelnd runter, wenn wieder ein Zug angefaucht kam.

Abb. 48: um 1940 – Langenbielau, Haus Neubieler Grund Nr. 15, davor Schienenverlauf

Abb. 49: (links): 1943 – Schularbeiten im Garten, vorne links der Autor dieses Buches, daneben Schwester Ilse, dahinter Mutter Elly Märgner, geb. Petrek

Abb. 50: (unten) vor 1943 – Die Eulenbahn



Die Eulenbahn fuhr 1900 auf der ersten Teilstrecke und führte von der Kreisstadt Reichenbach am Rand des Eulengebirges entlang. Im weiteren Verlauf durchquerte sie das Gebirge als Zahnradbahn; hier war zwischen den Schienen eine Zahnstange eingebaut. 1931 wurde die Strecke durch das Gebirge eingestellt und in den 1970er Jahren die Bahnanlage abgebaut.

Abb. 51: 1941 – Weihnachten in Russland, 2. v. l. Max Märgner

Unsere Mutter machte sich sicher Sorgen um ihren Mann Max. Sie hat es sich aber nicht anmerken lassen. Es kamen Feldpostbriefe von unserem Vater. Erst als Erwachsene haben wir sie richtig verstanden. In einem Brief ist zu lesen: »In Gedanken höre ich bei Euch die Weihnachtsglocken klingen, dieselben Glocken geben uns auch mal den Frieden.« Es sollte aber noch über vier Jahre dauern.

In Langenbielau, gegenüber der Kirschbrücke, war eine Gastwirtschaft mit einem großen Saal. Eines Tages war der Saal voller Menschen, meistens Frauen und Kinder. Die Eingänge wurden bewacht. Meine Schwester erzählt: »Mit meiner Freundin bin ich durch die hinteren Fenster geklettert und wir haben mit den Kindern gespielt. Die Mütter passten auf. Sobald ein Geräusch an der Tür zu hören war, versteckten wir uns unter den Betten. Wir haben den Kindern Kleinigkeiten zum Spielen mitgebracht, unter anderem eine Puppe. An die kann ich mich nur erinnern, weil eines Tages, als ich nach Hause kam, ein Mann mit einem kleinen Mädchen bei uns in der Küche stand.

Das Kind hatte nur ein Auge. Sie stand da, einen Arm ganz um den Vater geschlungen und mit dem anderen drückte sie die Puppe fest an sich, die wir eigentlich einem anderen Mädchen geschenkt hatten. Als sie weg waren erzählte mir meine Mutter, dass die beiden ein trauriges Schicksal hinter sich hätten. Bei den Kämpfen hätte die Kleine ihre Mutter verloren und ein Auge war zerstört worden.«

Eines Tages war der Saal wieder leer. Waren es Juden? Niemand wusste, wo die Leute hingekommen sind. Im Stadtbereich gab es seit 1940 ein Außenlager des KZ Groß Rosen. Waren sie dorthin gekommen?

Langsam wurden die Erwachsenen unruhiger. Die Sirenen heulten und Flugzeuge flogen über den Ort. Einmal stand unsere Mutter mit uns vor dem Rathaus als etwas durch die Luft zischte und gleich darauf ein Gartenhaus hinter dem Rathaus brannte. Unsere Mutter hatte uns gleich zum Schutz ins Rathaus gezogen. Es passierte aber weiter nichts. Der Krieg flog über uns hinweg. Wir stiegen manchmal mit den Erwachsenen auf den Boden. Von hier sah man den glutroten Himmel am Horizont. Es soll die Bombardierung von Breslau gewesen sein.

Unsere Mutter hatte nichts mehr von unserem Vater gehört. Lebte er noch, war er gefallen oder in Gefangenschaft? In einem der letzten Briefe stand: »Beschütz' die Kinder.« In der Propaganda wurde immer noch vom Sieg gesprochen. Die Erwachsenen ahnten wohl, dass dieser mörderische Krieg näher kam und fragten sich, was auf uns zukommen würde.

Eine kurze Flucht.

Die Front rückte näher und es wurde unruhiger auf den Straßen. Meine Schwester hat unsere Flucht so beschrieben: »Kurz vor Ende des Krieges, es muss Ende April Anfang Mai gewesen sein, hielt vor unserem Haus ein Pferdefuhrwerk. Mutti hatte vorher Sachen zusammengepackt, die auf das Gefährt verladen wurden. Wir stiegen auf das Fuhrwerk, mit uns fuhr noch eine andere Frau mit ihren Kindern. Wir fuhren über das Eulengebirge. Weiter unten auf der anderen Seite war ein Steinbruch. Dort befanden sich mehrere Baracken. In einer der Baracken wurden wir untergebracht. Die Frau mit den Kindern und wir kamen in einen Raum. Die Betten standen übereinander. Da es im Raum sehr eng war, spielten wir meistens draußen. Die hygienischen Verhältnisse waren sehr schlecht.

Wie lange wir dort waren weiß ich nicht mehr. Jedenfalls hielt es unsere Mutti nicht lange in der Baracke aus, sie beschloss, nach Langenbielau zurückzukehren. Sie besorgte einen kleinen Leiterwagen, packte einige Sachen darauf und dann mussten wir mit ihr zu Fuß übers Gebirge nach Langenbielau. Unterwegs auf der Straße kamen uns lange Kolonnen deutscher Soldaten, aber auch Zivilisten entgegen. Einige riefen unserer Mutter zu: »Wo wollen sie denn hin? Sie gehen in die falsche Richtung. Hinter uns ist der Russe.« Aber unsere Mutter ließ sich nicht beirren, sie ging weiter, bis zu den Bauden. Von dort konnten wir von der Straße in einen Waldweg einbiegen. Auf diesem Weg kam man an einer Quelle vorbei, an der man trinken konnte. Irgendwann erreichten wir Langenbielau.

Da aber nicht alle Sachen auf den Leiterwagen gepasst hatten, mussten wir noch einmal zurück, um die restlichen zu holen. Auf dem Rückweg, kurz vor dem Waldweg, tauchten plötzlich russische Soldaten auf. Sie lagerten rechts und links von der Straße. Mutti sagte uns, wir sollen nur gerade aus sehen. Sie muss eine fürchterliche Angst ausgestanden haben. Aber alles ging gut. Sie ließen uns unbehelligt. Wir bogen in den Waldweg ein und kamen unbeschadet in Langenbielau an. Da sahen wir, dass überall aus den Fenstern weiße Fähnchen hingen.«

Wieder in Langenbielau.

Es hatte sich einiges verändert. Die Russen hatten das Kommando übernommen und einige Wohnungen standen leer. Die Familien hatten wohl die Flucht ergriffen. Unsere Wohnung war nicht besetzt und so konnten wir wieder einziehen. Wir mussten aber einen Russen zum Schlafen aufnehmen. Er schlief in der Küche. Unsere Mutter stellte nachts im Schlafzimmer immer etwas vor die Tür, aus Angst, er könnte hereinkommen. Aber er war friedlich.

In einer Nacht brachen mehrere Personen in unser Haus ein. Plötzlich standen sie im Schlafzimmer und durchsuchten alles. Sie sprachen deutsch. Ein Mann stand an der Frisierkommode. Auf einmal drehte er sich um, sah uns lange an und sagte: »Eigentlich sollte man euch alle totschlagen.« Starr vor Schreck saßen wir in unseren Betten. Sie gingen, aber sie kamen wieder. Sie holten die Möbel im Schlafzimmer ab, dabei rissen sie alles aus den Schränken und was ihnen gefiel nahmen sie mit. Unsere Mutter musste

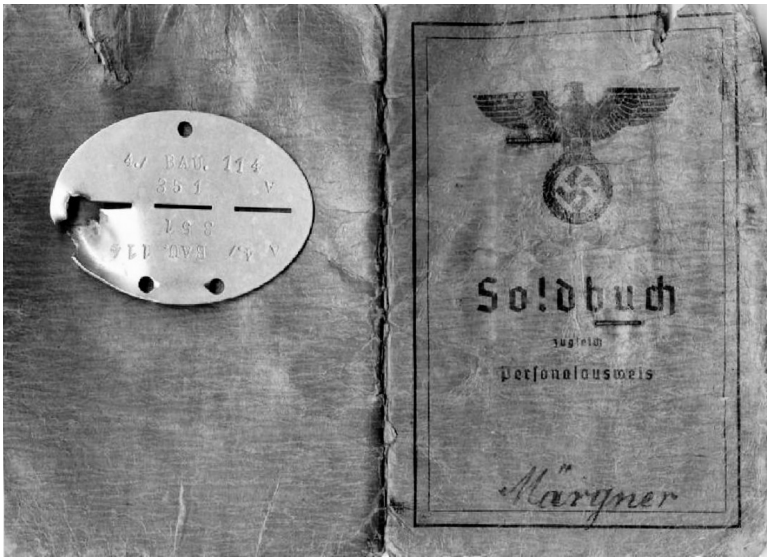
mitfahren. Sie gaben ihr auf der Rückfahrt zwei alte Bettgestelle mit. Sie brauchte lange, um sich von diesem Schreck zu erholen.

Es herrschte überall große Unsicherheit in der Bevölkerung. Die verbliebenen Bewohner in unserem Haus verbarrikadierten nun die Haustür mit einem schweren Balken gegen Eindringlinge. Damals wurden viele Frauen von den Besatzern vergewaltigt. Die Angst war immer gegenwärtig. Dann kamen die Polen. In unser Haus zogen drei polnische Familien mit Kindern ein. Mit der Zeit freundeten wir uns mit den Kindern an und spielten zusammen. Die Freundin meiner Schwester sah es allerdings anders. Sie schreibt: »Die polnischen Kinder haben mir viel genommen an dem mein Herz gehangen hat. Meine Katze haben sie gequält, nur weil es meine war. Meinen Ring mit Monogramm, den mein Vater mir aus einem Kupfergeldstück hat machen lassen, haben sie mir vor die Nase gehalten und sind mit ihm weggelaufen.« So sind eben die Erinnerungen unterschiedlich.

Für die Erwachsenen war es eine schwere Zeit. Wie sollten sie Ihre Familien ernähren? Jetzt musste man mit Zloty bezahlen. Unsere Mutter fing an Gegenstände aus dem Haushalt, Kleidung und den wenigen Schmuck, den sie hatte, zu verkaufen. Aus dem Garten konnten wir nichts mehr holen, den nutzten jetzt die Polen. Wir gingen in den Wald um Beeren und Pilze zu sammeln. Liefen über die Äcker um an Kartoffeln und Ähren zu kommen.

Außerdem gingen wir betteln auf den umliegenden Bauernhöfen. Eines Tages schickte uns unsere Mutter zu einem Bauern, der uns ein Huhn versprochen hatte. Meine Schwester und ich zogen los. Auf dem Rückweg hielten uns zwei polnische Jungen an. Wir sollten mit ihnen auf das Feld kommen und bei der Ernte helfen. Meine Schwester zeigte auf die Tasche und erklärte ihnen, dass wir sie erst abgeben müssten. Auf die Frage wem wir sie denn bringen müssten, fiel meiner Schwester der Name eines Polen ein, der in unserer Nähe wohnte. Sofort ließen uns die Jungen gehen. Wir sollten aber gleich wiederkommen, wenn wir die Tasche abgeliefert hätten, was wir natürlich nicht taten.

Der Pole aus der Nachbarschaft hat uns oft etwas aus seinem Garten gegeben und war anscheinend für die Jungen eine Respektsperson. Der Krieg war zwar zu Ende. Aber was wird hier aus uns?



Unser Vater (Max Märgner)

Abb. 52: 1945 – Das Soldbuch mit der lebensrettenden Erkennungsmarke

Während wir noch in Schlesien waren, hatte sich unser Vater 1945, als der deutsche Widerstand zusammenbrach und seine Einheit sich auflöste, mit einem Kameraden von der neuen russischen Grenze aus, wie er sagte, zu Fuß auf den Weg immer Richtung Westen gemacht. Er wollte nach Berlin, wie er später erzählte, wo seine Schwester wohnte, denn er hatte geglaubt, dass wir nicht mehr in Langenbielau sein würden. Nachts waren sie gelaufen und am Tag hatten sie sich vor den Russen versteckt, die bereits vorgedrungen waren. Sie mussten Essen stehlen oder später auf deutschem Boden Nahrung erbetteln, wenn es ungefährlich war.

Als sie wieder einmal Hunger hatten, wollte sich sein Kamerad am Tag in ein Dorf begeben um Essen zu organisieren. Unserem Vater war die Situation zu brenzlich, denn sie hatten in der Umgebung Russen gesichtet und er warnte seinen Kameraden. Aber der ging trotzdem ins Dorf. Unser Vater blieb zurück. Er wartete auf seinen Kameraden, aber er sah ihn nicht wieder.

Also ging er allein weiter. Er hatte es fast geschafft, als ihn kurz vor Berlin eine Gewehrkugel traf. Der Schuss kam von schräg links. Die Kugel traf seine Erkennungsmarke und das Soldbuch, wurde abgelenkt und streifte seinen Brustkorb. Seine verbogene Erkennungsmarke und das eingerissene Soldbuch sind immer noch vorhanden. Es war Glück im Unglück, denn durch diese Verletzung kam er nicht in russische Kriegsgefangenschaft.

Abb. 53:

1945 – Russischer Entlassungsschein

Н. К. О.

Войсковая часть

ПОЛЕВАЯ ПОЧТА

— 05808 —

Справка

Дана

~~тов.~~ Мергнер Макс

11. августа 1945 г.

в том, что означенный ~~тов.~~

находился на излечении в госпитале № 05808

с „14" от 1945 г. по „11" августа 1945 г.

по поводу

Выписан для дальнейшего лечения по месту жительства

Начальник госпиталя (Солдатов)

ч. им. Непогодина Зак. 68

Aus den vorhandenen Unterlagen geht hervor, dass er zumindest in einem von Russen geführten Lazarett behandelt worden ist. Am 29. Mai 1945, also nach der Kapitulation, wurde er dort aufgenommen. Wahrscheinlich ist er an diesem Tag verwundet worden. Am 11. August 1945 wurde unser Vater aus dem Lazarett entlassen mit dem Hinweis, dass er sich an seinen zuständigen Heimatort begeben soll. Allerdings sind in der russischen Bescheinigung noch Brotrationen bis zum 1. September aufgeführt. Diese Angaben stehen in deutscher Schrift auf der Rückseite der Bescheinigung. Möglicherweise ist er also noch bei den Russen in einem Lager gewesen.

Der nächste Hinweis stammt von den Engländern. In seinem Entlassungsschein steht in englischer und deutscher Schrift: »Die Person, auf die sich obige Angaben beziehen, wurde am 6. 9. 1945 FROM THE ARMY entlassen.« Handschriftlich steht auf dem Blatt »Angemeldet 10. 9. 1945, i. A. Heidner« und daneben der Stempel »Landrat des Kreises Herford, Ernährungsamt.« Als Entlassungsgeld bekam er 40 Reichsmark.

Auf einer weiteren Bescheinigung vom 10. Mai 1945 des Amtes Vlotho wird der Wehrmachtsangehörige Max Märgner, angemeldet für Exter 72 (42), angewiesen, sich sofort bei der Alliierten Militärregierung in Vlotho zu melden. Berlin war ihm zu unsicher und so hatte er sich auf den Weg nach Exter gemacht.

CONTROL FORM D.2
Kontrollblatt D.2

CERTIFICATE OF DISCHARGE
Entlassungsschein

ALL ENTRIES WILL BE MADE IN BLOCK LATIN CAPITALS AND WILL BE MADE IN INK OR TYPE-SCRIPT.

I
PERSONAL PARTICULARS
Personalbeschreibung

Dieses Blatt **muss** in folgender weise ausgefüllt werden:
1. In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben.
2. Mit Tinte oder mit Schreibmaschine.

SURNAME OF HOLDER / Familienname des Inhabers: MÄRKNER

CHRISTIAN NAMES / Vornamen des Inhabers: MAX

CIVIL OCCUPATION / Beruf oder Beschäftigung: MAURER

HOME ADDRESS / Heimatanschrift — Strasse: 87
Ort: EXTER
Kreis: HERFORD
Regierungsbezirk/Land: MINDEN

DATE OF BIRTH / Geburtsdatum (DAY/MONTH/YEAR Tag/Monat/Jahr): 24. 11. 1901

PLACE OF BIRTH / Geburtsort: KONKADJ WALDAU

FAMILY STATUS / Familienstand — SINGLE / MARRIED / WIDOW(ER) / DIVORCED — † Ledig / Verheiratet / Verwitwet / Geschieden

NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS / Zahl der minderjährigen Kinder: 2

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.
I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTROL FORM D.1).

Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind.
Ich bestätige ausserdem dass ich die "Anweisung für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher Organisationen" u.s.w. (Kontrollblatt D.1) gelesen und verstanden habe.

SIGNATURE OF HOLDER / Unterschrift des Inhabers: Max Märkner

II
MEDICAL CERTIFICATE
Ärztlicher Befund

DISTINGUISHING MARKS / Besondere Kennzeichen: —

DISABILITY, WITH DESCRIPTION / Dienstunfähigkeit, mit Beschreibung: A.7, B52

MEDICAL CATEGORY / Tauglichkeitsgrad: BED. K.V. FIT

I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR CONTAGIOUS DISEASE.

Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind, dass der Inhaber ungezieferfrei ist und dass er keinerlei ansteckende oder übertragbare Krankheit hat.

SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER / Unterschrift des Sanitätsoffiziers: W. Rahäuser

NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER IN BLOCK LATIN CAPITALS / Zuname/Vorname/Dienstgrad des Sanitätsoffiziers (In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben): DR RAHAEUSER A.A.

P.T.O.
Bitte wenden

† DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE
Nichtzutreffendes durchstreichen

PSS 2324 6.45 500m

Abb. 54: 1945 – Englisches Entlassungsdokument

Der Amtsbürgermeister
als
Ortspolizeibehörde

Kotter, den 10. Sept. 1945

Quartiereinweisung.

Auf Grund der von dem Herrn Landrat des Landkreises Herford entsprechend dem Reichsleistungsgesetze vom 1. 9. 1939 am 9. Juli erfolgten Sicherstellung von Unterkunft werden Ihnen hiermit Herr – Frau – Fräulein — Kind –

Märzner Mrz 24.11.01 d. Mutter
(Hausname) (Vorname) (Geb.-Dat.) (Staatsangeh.) (Beruf)

Langenbrauer Str 1
(Bisheriger Wohnort u. Straße)

mit — Familienangeh. zugewiesen. (Vorname sowie das Geb.-Datum hierunter angeben.

Hermann Wenzel

~~Frau~~ Frau Frieda
~~Herrn~~

in

Exter

Straße Nr. 42

(Siegell)

Angemeldet 10/9.45
i. A. Heidner

Die Quartiernehmer sind verpflichtet, binnen 3 Tagen nach ihrer Ankunft ihre polizeiliche Anmeldung sowie die Ummeldung für den Lebensmittelmarkenbezug unter Vorlage der ihnen von ihrem Absendeort erteilten „Abreisebescheinigung" vorzunehmen.

Siehe Rückseite!

Abb. 55: 1945 – Quartiereinweisung in Exter

Hier lebte die Schwester seiner Frau. Er war also schon ein Jahr früher als wir in Exter angekommen. Von hier aus machte er sich auf die Suche nach seiner Familie. Auf Bahnhöfen fragte er, wo Flüchtlingstrecks und Vertriebenenzüge hingekommen sind oder sich Vertriebenenlager befanden. Damals waren Hunderttausende unterwegs.

Vertreibung

Seit Kriegsende lebten wir nun schon über ein Jahr unter den Besatzern. Nicht viel zu essen, kein Geld, betteln bei den Bauern, so lebten wir mehr schlecht als recht. Eines Tages kam der Befehl, dass wir Langenbielau zu verlassen hätten. Unsere Mutter hatte drei Handwagen aus Reichenbach organisiert. Sie fing an die Sachen zu packen, die sie mitnehmen wollte.

Sie hat uns Kindern wahrscheinlich gesagt, dass wir nun unsere Wohnung, unsere Stadt verlassen müssen. Uns Kindern war die Tragweite dieser Tage gar nicht bewusst. An dem Tag, an dem der Auszug beginnen sollte, standen wir mit den bepackten Handwagen lange auf der Straße. Nach einiger Zeit wurde der Befehl rückgängig gemacht und wir durften wieder in unsere Wohnung. Aber dann war es doch so weit. Wir stellten uns wieder mit den Handwagen auf. Aus der ganzen Umgebung standen die Langenbielauer mit ihrer kleinen Habe auf der Straße.

Abb. 56: Februar 1946 – So wurden auch wir aus Schlesien vertrieben … (Zitat H.-P-M.)

Nun begann der lange Marsch. Eine Schlange von Handwagen zog die Straße entlang, eskortiert von Soldaten mit Gewehren und Maschinenpistolen. In der langen Reihe ging meine Schwester mit ihrem Wagen vor mir, dann kam ich mit meinem und hinter mir meine Mutter, die meinen Wagen mit schob und ihren zog. Ein schwerer Weg für kleine Füße. Viele blickten wohl noch wehmütig zurück bis Langenbielau am Horizont verschwand.

Unterwegs löste sich von einem unserer Leiterwagen ein Rad. Meistens musste dann der Wagen stehenbleiben, denn die Bewachung war unerbittlich. Aber es waren gleich ein paar Männer zur Stelle, die das Rad wieder befestigten. Der Marsch kam mir unendlich lang vor. Wir kamen dann in ein Lager in Reichenbach, unserer Kreisstadt. Zuerst ging es durch eine Kontrolle. Unsere Wagen wurden durchsucht und um einiges erleichtert. Auch mein Fußball wurde so zur Beute der Fremden. Warum meine Mutter den Ball mitgenommen hatte? Wahrscheinlich hing ich an ihm und sie hat es nicht übers Mutterherz gebracht ihn in der Wohnung zu lassen. Wir schliefen in einem großen Saal auf Strohmatten. Wie lange wir dort in dem Lager waren ist uns nicht mehr bekannt.

Nach einiger Zeit mussten wir dann mit den Handwagen zum Bahnhof. Dort stand ein langer Güterzug, in den unser Gepäck geladen wurde. Es wurde so gestapelt, dass wir Kinder darauf sitzen konnten. Dann mussten wir alle einsteigen und es begann eine Reise ins Ungewisse.

Die Züge fuhren nur langsam. Bei einem Halt wurden die Türen geöffnet und die Menschen konnten ihre Notdurft verrichten. Wie wir das im Waggon gemacht haben ist uns nicht mehr bewusst. Einmal fuhr der Zug ganz langsam auf einem abenteuerlichen Schienenstrang über eine zerstörte Brücke über die Elbe. Radumdrehung um Radumdrehung ging es im Schritttempo über die Elbe. Rechts und links nur Trümmer und unter uns die Tiefe. Wie es hieß, soll diese Brücke provisorisch wieder hergerichtet worden sein. Vielleicht haben sich die Erwachsenen mit dieser Aussage Mut gemacht.

Einmal hielt der Zug an einem Bahnhof. Die Erwachsenen stiegen aus um auch etwas zu essen oder zu trinken zu besorgen, denn im Zug hatten wir nur das Mitgebrachte. Auch unsere Mutter war ausgestiegen. Plötzlich hieß es: »Alles einsteigen«. Unsere Mutter war nicht zu sehen. Wir bekamen es schon mit der Angst, als sie im letzten Moment noch den Zug erreichte.

Unterwegs hatte ich mich am rechten Daumen verletzt und die Verletzung begann zu eitern. Im Daumen hackte es und er war sehr empfindlich. Wir mussten aber bis zum nächsten Halt warten, um eventuell Hilfe zu bekommen. Als die Türen geöffnet wurden, suchte unsere Mutter eine Sanitätsstation mit mir auf. Medikamente für eine örtliche Betäubung gab es wohl nicht. Mir wurde jedenfalls der Eiter mit Instrumenten ohne Betäubung entfernt. Es tat verdammt weh, aber ich biss die Zähne zusammen und kein Laut des Schmerzes kam über meine Lippen. Ein Verband zierte dann meine Hand. Zum Schluss bekam ich meinen ersten Schnaps zu trinken. Ich muss wohl doch etwas bleich ausgesehen haben.

Nach einigen Tagen erreichten wir das Umsiedlerlager Oederan bei Chemnitz. Gewohnt und geschlafen wurde in einem großen Saal mit übereinander stehenden Betten. Es war eng, die hygienischen Verhältnisse ließen zu wünschen übrig. Da blieb es nicht aus, dass wir Mitbewohner bekamen – Läuse. Im Umsiedlerpass und in der Gesundheitsbescheinigung wurde der Gesundheitszustand als ausreichend bezeichnet, wahrscheinlich ein Standardergebnis.

Nr. 200

Umsiedlerpaß
und Gesundheitsbescheinigung

Ausgestellt am: 24. September 1946

in: Umsiedlerlager Oederan
(Ort und Kreis)

Familienname: Märgner

Vornamen: Elli

Beruf: ohne Beruf

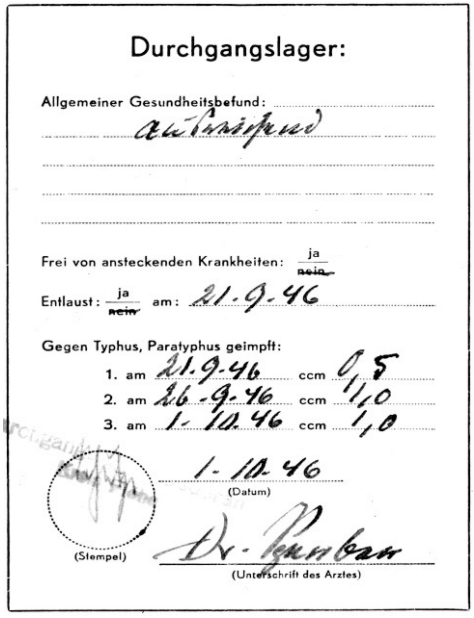
Geburtsdatum: 3.3.07 in

Zahl der Angehörigen:

a) Männer
b) Frauen
c) Kinder unter 3 Jahren
d) Kinder von 3 – 14 Jahren

Ausgewiesen aus: Langenbielau
Kreis Reichenbach i.
(Genaue Anschrift)

Vordruck V, 9 Umsiedlerpaß
Ges.-Verlag v. Boensch Druckerei, Dresden A 28, Reisewitzer Str. 34 (XII. 45. 100 000)



Durchgangslager:

Allgemeiner Gesundheitsbefund: auffallend

Frei von ansteckenden Krankheiten: ja / ~~nein~~

Entlaust: ja / ~~nein~~ am: 21.9.46

Gegen Typhus, Paratyphus geimpft:

1. am 21.9.46 ccm 0,5
2. am 26.9.46 ccm 1,0
3. am 1.10.46 ccm 1,0

1.10.46
(Datum)

(Stempel)

Dr. Renner
(Unterschrift des Arztes)

Abb. 57 a-b: 1946 Bescheinigungen Durchgangslager Oederan bei Chemnitz

Unsere übrig gebliebenen Sachen verstaute meine Mutter sorgfältig. In den Lagern kam schon mal etwas abhanden, wie meine Mutter später erzählte. Na ja, wer gar nichts mehr hat, sucht eben bei den »Reicheren«.

Die Toilettenanlage auf dem Gelände blieb uns besonders in Erinnerung. In einem langen Bretterverschlag lag über einer Grube ein breites Brett mit sechs oder acht Löchern nebeneinander. Während der Sitzung konnte man sich mit den Nachbarn unterhalten und Tipps und Erfahrungen austauschen. Für viele wohl sehr gewöhnungsbedürftig. Zimperlich durfte man nicht sein. Wir Kinder spielten in dem Lagerhof, der von einem hohen Zaun umgeben war. Die Eingangstore waren bewacht. Wir spähten oft durch den Zaun in die Außenwelt. Wie es weitergehen und wo man uns hinschicken würde, wusste wohl niemand so recht. Dass wir bald dieses Lager verlassen sollten, ahnten wir noch nicht.

Es war mittlerweile Oktober geworden. Wir spielten wieder draußen in der Nähe des Eingangstores, als meine Schwester ihren Namen hörte: »Ilse, Ilse«, rief von draußen eine Frau und Tränen rannen ihr über das Gesicht. »Lauf schnell und hol die Mutti«. Wie sich herausstellte war es die Schwester unserer Mutter aus Exter. Unser Vater und Tante Frieda, so hieß die Schwester, hatten sich überall erkundigt wohin die Vertriebenen geschickt wurden. Sie durfte das Lager betreten und beide Schwestern fielen sich in die Arme. Dann verhandelten sie mit der Lagerleitung. Wir bekamen die Genehmigung das Lager zu verlassen.

Mit unseren Sachen zogen wir nun zum Bahnhof. Unsere Tante hatte Bekannte in der Nähe der Grenze, zu denen ein Teil unserer Sachen geschickt werden sollte. Wir fuhren mit dem Zug und der restlichen Habe zu den Bekannten. Hier wurde wieder ein Leiterwagen organisiert und die verbliebenen Sachen darauf verstaut. Jetzt ging es weiter zu Fuß Richtung Grenze. Sie wurde von Russen bewacht. Unsere Tante, eine resolute Frau, ging mit uns Kindern gleich auf einen Wachtposten zu und radebrechte: »Ich holen Kinder, Kinder zu Vater« und hielt dem Russen eine Flasche Schnaps entgegen. Aber der winkte ab: »Schnaps mitnehmen für Vater«. Als unsere Tante mit dem Wachtsoldaten verhandelte, wollte eine andere Gruppe die Situation ausnutzen und ohne zu fragen über die Grenze. »Stoi!« rief der Soldat und gab seinem Wort mit dem Gewehr Nachdruck.

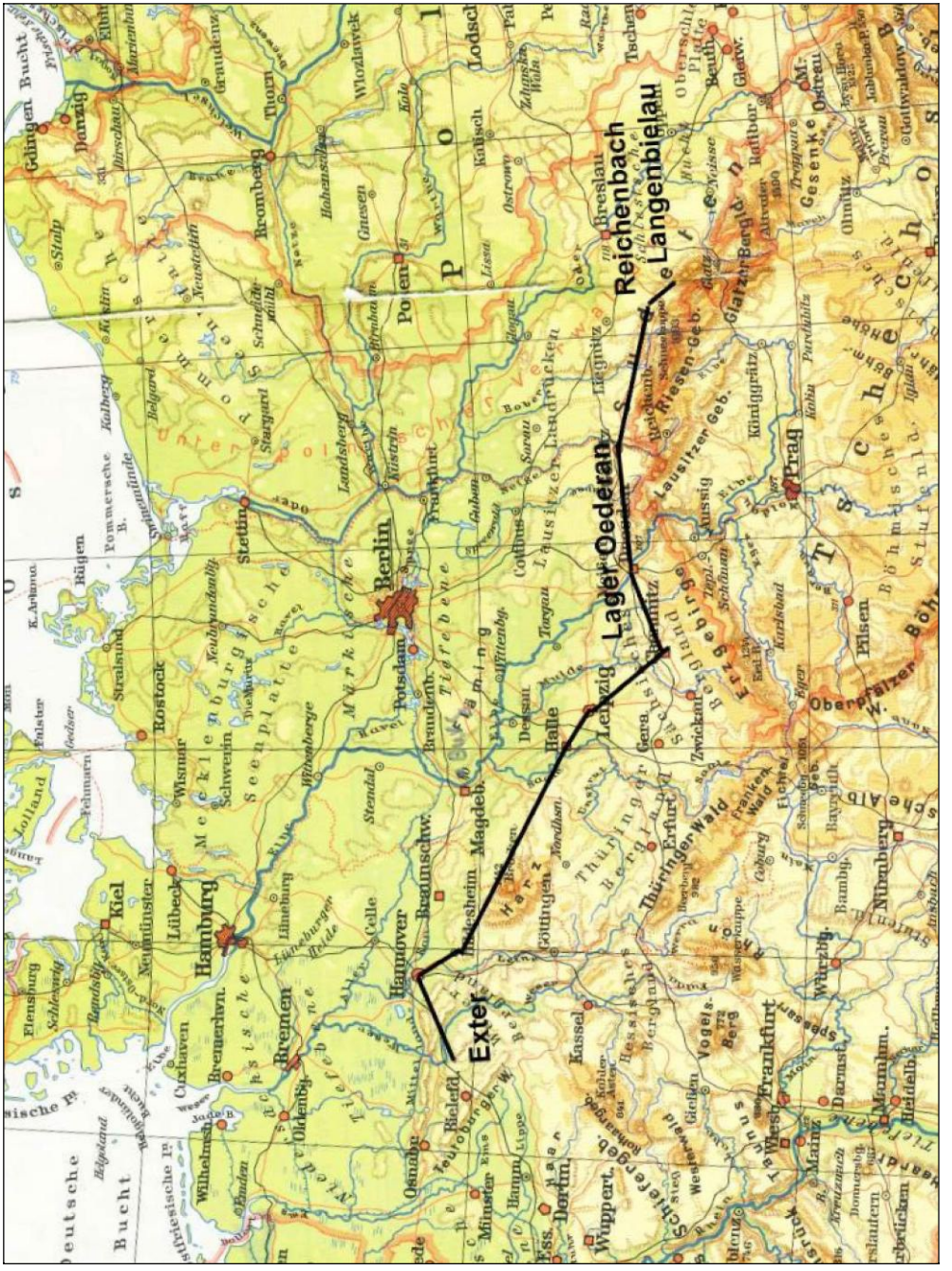


Abb. 58: Langenbielau – Reichenbach – Oederan (Lager) – Exter

Für uns öffnete sich der Schlagbaum und wir durften alle die Grenze passieren. Die andere Gruppe haben wir nicht mehr gesehen.

Der Fußmarsch ging weiter bis zu einem Bahnhof. Ein Menschengewühl. Bis der Zug kam, mit dem wir mitfahren konnten, gingen wir in einen überfüllten Wartesaal. Die Leute saßen an den Tischen, hatten ihre Köpfe auf die Tischplatten gelegt und schliefen. Wir Kinder wurden dann zwischen die Köpfe geschoben, damit wir auch etwas schlafen konnten. Irgendwann kam ein Zug, mit dem wir, nach mehrmaligem Umsteigen, in Herford ankamen. Nun ging es mit der Straßenbahn weiter. Gegen Mittag erreichten wir Exter

Unser Vater, der damals schon bei der Firma Sieker arbeitete, ahnte noch nichts von unserer Ankunft. Onkel Christian wurde zur Baustelle geschickt. Unter einem Vorwand sollte er ihn nach Hause holen. Das Wiedersehen war überwältigend.

Ein paar Tage später fuhr Tante Frieda mit meiner Schwester noch einmal zurück über die Grenze zu den Bekannten. Dort wollte sie die zurückgelassenen Sachen abholen. Aber nach Aussage der Bekannten war nichts angekommen. Nun mussten sie auf Schleichwegen wieder über die Grenze, denn die Russen ließen niemanden mehr durch.

Jetzt hatten wir von unseren Sachen nur noch das Bettzeug und die Kleidung, die wir anhatten. Wir hatten zwar alles verloren, aber die Familie war wieder zusammen. Das war unser größter Reichtum.

In Exter

Die Flüchtlinge und Vertriebenen wurden damals mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Man hing an seiner Scholle, jetzt kamen Fremde und man sollte denen Wohnraum abgeben. Da gab es oft Vorurteile und Meinungsverschiedenheiten. Viele Neuankömmlinge wurden nicht gut behandelt.

Wir wohnten zunächst auf engstem Raum bei unseren Verwandten Frieda und Christian Traue in dem Fachwerkkotten der Familie Pecher an der heutigen Steinbrinkstraße. Hier wohnten nun sieben Personen. Das Plumpsklo war draußen, rechts neben dem Deelentor angebaut und man benutzte mangels Toilettenpapier die Zeitung. Die Nutzer waren immer informiert.

Abb. 59: o. J. – Pechers Fachwerkkotten an der Steinbrinkstraße

Neben dem Plumpsklo war ein Hühnerstall. Die Produktion der Hennen landete oft ungekocht in unseren Mägen. Die Nahrungsmittel waren knapp. Da blieb uns wieder nichts anderes übrig als betteln zu gehen, uns war das immer sehr peinlich. Unser Vater hatte als Maurer bei der Firma Sieker oft auf Bauernhöfen zu tun. Von dort brachte er manchmal Naturalien mit, die waren immer sehr willkommen. Eingekauft wurde mit Lebensmittelmarken in dem Kolonialwarenladen von Budde. Auf den Marken war festgelegt wie viel Gramm an verschiedenen Nahrungsmitteln man in welchem Zeitraum bekam. Das war auch knapp bemessen.

Exter – Hagenmühle

Es war auf die Dauer in diesen kleinen Räumen bei Tante Frieda für so viele Personen zu eng. Unser Vater bemühte sich deshalb um eine neue Wohnung. Er hatte Glück und wir bekamen ein neues Zuhause in der Möbelfabrik Droste. Die Quartiereinweisung lautet auf den 15. Oktober 1946.

Unsere neue Unterkunft lag am Nordende der Fabrik im oberen Geschoss und bestand aus einem Treppenhaus und zwei Räumen. Unter der Treppe lagerten die »Drei K.«: Kohle, Koks, Kartoffeln. Im unteren Flur stand ein von unserem Vater gebauter Kaninchenstall.

Abb. 60: um 1950 – Max Märgner bei Droste mit seiner Miele

Die Toilette war von diesem Flur aus erreichbar. Wasser bekamen wir über eine Rohrleitung aus der Quelle bei Menne. Sie durchlief den Teich beim Hof Bulian. Wenn einmal die Leitung im Teichbereich kaputt war konnte es passieren, dass Fischchen oder Kaulquappen durch das Rohr gespült wurden. In den harten Wintern fror manchmal die Leitung ein und wir mussten mit Eimern das Wasser aus der Quelle von Menne holen. Von der Treppe aus ging es dann in den ersten Raum, die Küche, eigentlich ein Mehrzweckraum: Küche, Wohnzimmer, Badezimmer. Hier wurde gekocht und gegessen, das Wasser für das Bad in einer Zinkwanne zubereitet, Sirup aus Zuckerrüben hergestellt. Und es wurde gewohnt in der Küche. Wir Kinder haben am Küchentisch gespielt, Schularbeiten gemacht.

Von hier kam man in das dahinter liegende Schlafzimmer. Hier standen ein Ehebett und zwei Betten übereinander. Diese Möbel hatte uns die Firma Droste gestellt. Aber die anderen Einrichtungsgegenstände wie Küchenherd (Kohle), Sitzgelegenheiten (Sofa, Stühle), Tisch, Schränke, mussten

noch besorgt werden, denn wir hatten außer der Bettwäsche und der Kleidung nichts mitbringen können. Weil wir keine Spiele hatten, sammelten meine Schwester und ich Pappe, schnitten sie sorgfältig in Spielkartengröße zu, malten sie in vier verschiedenen Farben an, schrieben die Zahlen darauf und so hatten wir unser erstes Elferraus.

Der folgende Winter war sehr kalt. In unserem Schlafzimmer bildeten sich Eisflächen an den Wänden, weil diese nur sehr dünn waren. Mit umwickelten heißen Steinen wurden die Betten vorgewärmt.

Nun wurde es auch Zeit für uns zur Schule zu gehen. Damals wurden die Kinder noch Ostern eingeschult. Ich kam aber erst nach den Herbstferien im Oktober in die erste Klasse, denn in Schlesien gab es keinen Unterricht mehr. Am ersten Schultag weckte mich meine Oma, aber ich hatte keine Lust aufzustehen. Sie versuchte es immer wieder mit gutem Zureden oder leiser Drohung. Als sie sich keinen Rat mehr wusste, ließ sie meinen Vater von der Baustelle holen und schwupps war ich raus aus dem Bett.

Mir war es peinlich mit der alten Kleidung zur Schule zu gehen, obwohl sich unsere Mutter viel Mühe gab uns einigermaßen ordentlich zu kleiden. Außerdem hatte ich als Schulranzen nur eine mehrfach geflickte Umhängetasche. Ja, ich hatte auch etwas Angst vor dem und den Neuen, denn die anderen waren mir schon ein halbes Jahr voraus. Ich musste also zur Schule. Meine Schwester kam in die dritte Klasse, da sie in Schlesien in dieser Stufe aufhören musste. Sie wechselte später zur Oberschule nach Vlotho.

An den Nachmittagen halfen wir oft bei den Bauern bei der Feldarbeit, der Ernte oder beim Dreschen. Wir zogen aber auch über die Felder um auf den abgeernteten Äckern Ähren, Kartoffeln oder Zuckerrüben zu »ernten«. Im Spätsommer und Herbst wurden Beeren, Bucheckern und andere Früchte gesammelt. Die Büchse oder Kanne mit Bucheckern zu füllen war ein mühsames Geschäft.

Mit unserer Mutter musste ich auch oft mit dem Bollerwagen in den Wald um Holz zu sammeln, eher zu suchen, denn der Wald war wie leer gefegt. Er sah aus, als wäre eine Putzkolonne durch den Wald gezogen.

Durch Exter fuhren oft mit Kohle oder Koks beladene Lastwagen Richtung Salzuflen. Manchmal fielen einige Stücke herunter. Auf dem Heimweg von der Schule nach Hagenmühle habe ich oft Koksstücke aufgehoben und in

Ermangelung einer Tüte einfach in die Hosentasche gesteckt. Der Koks war willkommen, die schmutzige Hose weniger. Sonst lag nichts in den Straßengräben was man hätte gebrauchen können. Es gab nichts zum Wegwerfen.

Wir Kinder in Hagenmühle waren viel draußen und spielten miteinander Völkerball, Schlagball, Verstecken und andere Spiele. Unter uns Kindern gab es kaum Vertriebene und Einheimische.

Langsam besserten sich die Zeiten. Die D–Mark wurde 1948 eingeführt, die Geschäfte waren plötzlich voller Waren. Allerdings konnte man sich trotzdem noch nicht viel leisten. 1955 zogen wir wieder um, denn die Firma Droste brauchte unsere Räumlichkeiten für die Erweiterung.

Wir fanden eine Wohnung bei dem Friseur Helmig. 1966 zogen wir dann in unser eigenes Haus, das wir auf dem Gelände des Landwirtes Reckefuß gebaut hatten. Später wurde die kleine Straße, an der das Haus steht, »Auf der Brinkschmiede« benannt. Sechs Jahre habe ich in Schlesien gewohnt, 2016 werden es 70 Jahre, die ich in Exter Zuhause bin.

Abb. 61: nach 1928 – Die alte »Kleine Schule« in Exter. Hier wurde der Autor eingeschult.

Abb. 62: vor 1945 – Langenbielau mit dem sagenumwobenen Herrleinberg

Zur Geschichte: Langenbielau

Langenbielau liegt ca. 55 km südwestlich von Breslau am östlichen Rand des Eulengebirges. Die Besiedlung beginnt südlich von Reichenbach, der ehemaligen Kreisstadt, und steigt in südwestlicher Richtung acht Kilometer bis ins Gebirge an. Südlich der Stadt erhebt sich der 455 Meter hohe Herrleinberg. Die höchste Erhebung des Gebirges ist die Hohe Eule mit 1014 Metern über NN.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde ein Gebiet am Ostrand des Eulengebirges, der ehemaligen Preseka [45] besiedelt. Es waren Waldhufendörfer nach damaligem deutschen Recht. Bielau, wie es zuerst hieß, gehörte seit 1290/91 zum Herzogtum Schweidnitz. 1368 fiel es erbrechtlich an den böhmischen König Wenzel. Nach mehrmaligen Besitzerwechseln fiel Bielau 1535 an das Adelsgeschlecht von Netz; ein Schloss wurde errichtet.

---

[45] Preseka (deutsch Hag) war ein breiter Grenzwaldgürtel, der der Verteidigung altslawischer Stammesgebiete diente. In einer ersten Urkunde von 1270 wird erwähnt, dass der Grenzwald »das ganze Land Schlesien« umgibt.

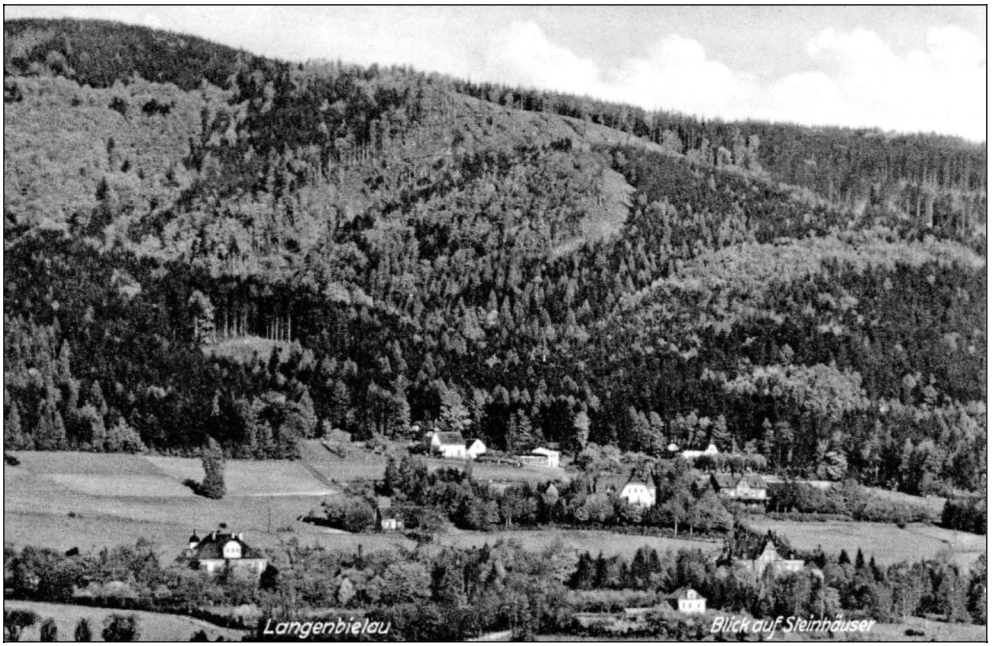


Abb. 63: vor 1945 – Langenbielau mit Blick auf die Steinhäuser im Eulengebirge

Seit dem 16. Jahrhundert haben sich hier und an anderen Orten die Hausweber niedergelassen. Anfang des 17. Jahrhunderts wurde Bielau umbenannt in Langenbielau. 1742 fiel nach dem Ersten Schlesischen Krieg der Ort an Preußen. Seit der Neugliederung Preußens gehörte Langenbielau zum Landkreis Reichenbach.

Anfang 1800 war Langenbielau Zentrum der Baumwollweberei. Für das Jahr 1800 sind 282 Weber und 372 Webstühle registriert. 1805 wurden aus bescheidenen Anfängen die Dierig–Werke gegründet, die sich in der Folge zum größten kontinentaleuropäischen Textilkonzern entwickelt haben. Um 1930 waren in dem Konzern, der auch verschiedene Betriebe im Westen Deutschlands erworben hatte, 15.300 Mitarbeiter tätig. Die Dierig–Werke hatten in der Vergangenheit allerdings auch schwere Zeiten zu überstehen.

1844 kam es im benachbarten Peterswaldau wegen der schlechten Arbeitsbedingungen der Hausweber zum Weberaufstand, der sich auch in Langenbielau fortsetzte. Obwohl die Firmenleitung den Webern Geld zahlte, kam es zu Zerstörungen von Webstühlen und anderen Einrichtungen, da mittlerweile Militär aufgezogen war.

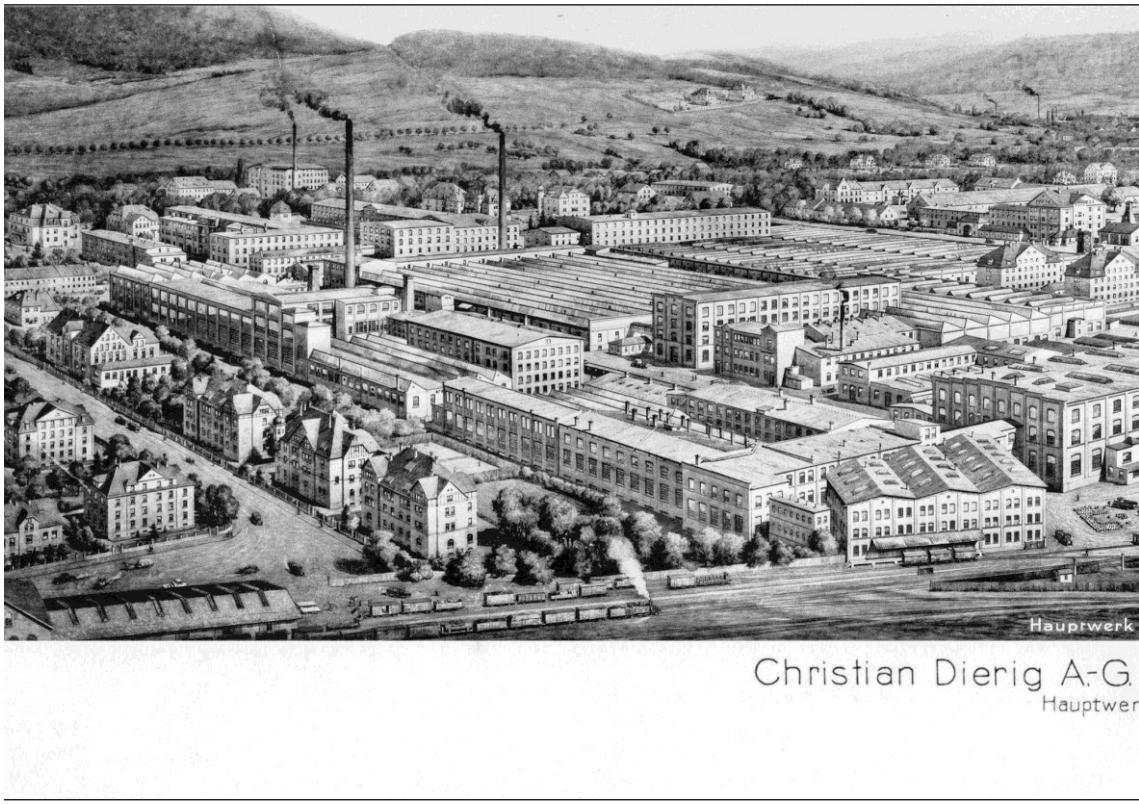
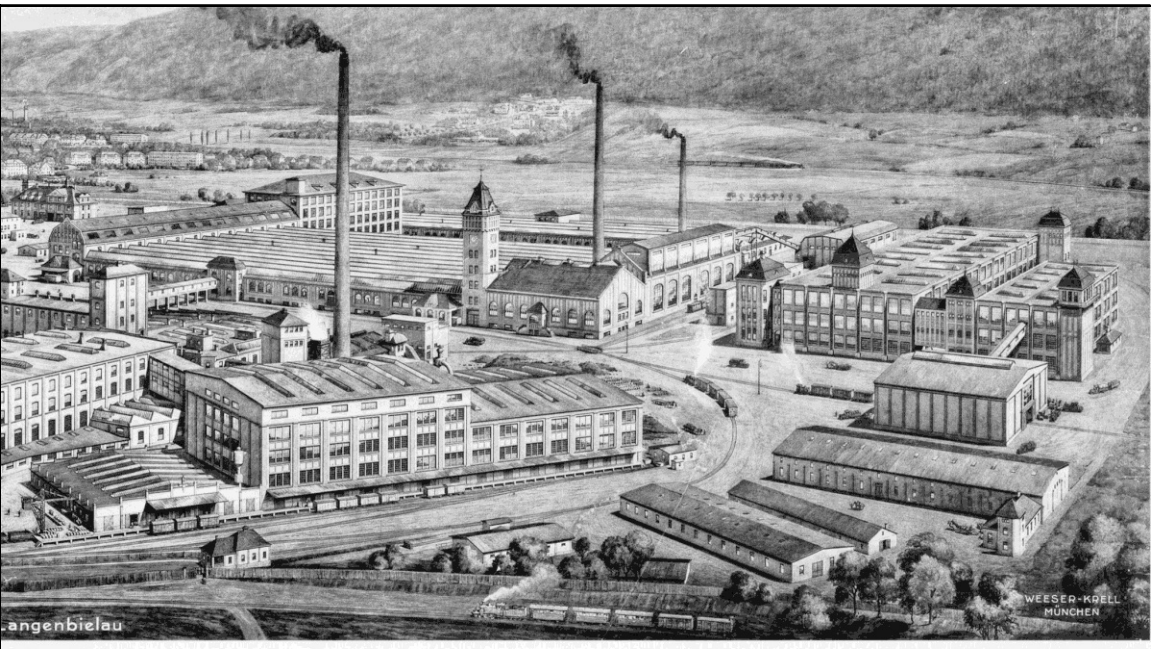


Abb. 64: 1935 — Christian Dierig A.-G. Hauptwerk in Langenbielau

Es gab elf Tote bei den Webern und der Sachschaden in der Fabrik war erheblich. Der schlesische Literatur-Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann schrieb zu diesen Aufstand das Schauspiel »Die Weber«. Allerdings sollen einige Texte und Szenen überzogen dargestellt worden sein.

Die Dierig–Werke hatten schon früh eine Betriebskrankenkasse und andere soziale Einrichtungen. Es gab unter anderem Werkswohnungen, Kindergarten, Mädchenheim, Haushaltungsschule oder ein Erholungsheim im Riesengebirge.

Nach dem Einmarsch der Russen am 8. Mai 1945 und der Übernahme der Betriebe durch die Polen, waren die Werke im Osten verloren. 1946 wurde der Sitz der Dierig AG nach Augsburg verlegt und wird heute in der sechsten Generation der Familie geleitet.



Langenbielau, Schlesien
Langenbielau

Freigegeben d. RLM 28. 8. 35
Werksbild Nr.72 Weeser-Krell

Zurück zu Langenbielau. Zwischen Reichenbach und Langenbielau wurde 1891 eine Bahnstrecke eröffnet und 1900 erhielt der Ort einen Anschluss an die Eulenbahn, die über das Eulengebirge führte. Im gleichen Jahr erhielt Langenbielau die Preußische Fachschule für Textilindustrie. Erst 1924 wurde der Ort zur Stadt erhoben. Um 1930 befanden sich in Langenbielau zwei Spinnereien, 30 Textilfabriken und 18 Färbereien. 1939 hatte die Stadt 19924 Einwohner. Seit 1940 befand sich ein Außenlager des KZ Groß Rosen im Bereich der Stadt. Nach dem Zweiten Weltkrieg fiel Langenbielau 1945 an Polen und wurde in Bielawa umbenannt. Die deutschen Bewohner, die noch nicht geflüchtet waren, wurden 1946 vertrieben. Die neu angesiedelten Polen kamen zum großen Teil unfreiwillig aus Ostpolen, aber auch aus Zentral-Polen. Auch sie mussten die Heimat verlassen.

Abb. 65: Ende der Dreißiger Jahre – Rathaus in Langenbielau in einem ehemaligen Gebäude der Firma Dierig. Rechts neben der Fahnenstange (alleinstehend) der Vater des Autors.

Zweites Buch
Kriegs- und Nachkriegszeit in Exter

In jedem Winkel in Deutschland machte sich der Krieg bemerkbar – auch in Exter. Väter und Söhne waren Soldaten geworden und bald kamen auch schon die ersten Meldungen, dass ein Mitglied einer Familie für das »Vaterland« gefallen war.

Manche Betriebe am Ort mussten für die Rüstung arbeiten, wie die Möbelfabrik Droste. Die Firma baute Munitionskisten und Bombenschlitten. Diese wurden mit der Kleinbahn abtransportiert. Die im Gefecht beschädigten Schlitten kamen zur Reparatur mit Güterzügen und Kleinbahn wieder zurück nach Exter. Von der Haltestelle in Exter holte sie der Landwirt Koppmann mit dem Pferdewagen ab und fuhr sie in die Werkstatt von Heitland. Nach der Reparatur kamen sie dann wieder an die Front zum Einsatz. [46]

Abb. 66: 2015 – Gedenktafel in der Autobahnkirche Exter

---

[46] Gespräch mit Ernst Kuhlmann, Exter

Es begannen auch bald die Einschränkungen im Alltag. Lebensmittel, Bekleidung oder Brennstoff wurden rationalisiert. Der Lehrer Wehmeyer berichtet in der Chronik der Schule zu Exter über das Kriegsende in Exter: »Die Schüler sammelten Tee- und Heilpflanzen den ganzen Krieg hindurch. Immer mehr ältere Schüler wurden in die Landwirtschaft geschickt.« [47]

Natürlich gab es auf dem Land immer wieder Möglichkeiten den Grundbedarf aufzustocken. Die hiesigen Landwirte stellten oft eine Fuhre Holz für die Feuerung zur Verfügung. Es wurde gekungelt und schwarz geschlachtet. Man kam also ganz gut über die Runden.

»Ab dem 10. Lebensjahr mussten wir alle zum Dienst im Deutschen Jungvolk, einer Abteilung der Hitlerjugend. Jeden Sonnabend traten wir von 15 bis 18 Uhr auf dem Schulhof an. Es ging dabei oft recht streng aber auch manchmal lustig zu.

Nach einiger Zeit konnten einige »Pimpfe« in den Fanfarenzug wechseln. Nun übten wir fleißig das Blasen auf der Fanfare. Der Schulbetrieb wurde 1944 eingestellt, weil die Schule von der Organisation Todt genutzt wurde.« [48] Der Backofen bei Ellermann, so erzählt Elfriede Ellermann, wurde entfremdet, weil die Organisation Todt Berge von Akten verbrannten.[49]

Während der Vorbereitung des Westfeldzuges kam auch eine Kompanie der deutschen Wehrmacht nach Exter. Die Soldaten wurden in Privatquartieren untergebracht. Bei Kuhlmanns wohnte in dieser Zeit ein Kompanieführer, der auch an Familienfesten teilnahm.

Auch Ingrid Siepmann erzählt von der Einquartierung: »Zu uns kamen zwei nette ältere Soldaten aus Sachsen, die sich gerne und problemlos mit in das Familienleben einfügten. Doch dann hatte sich der Kompanieführer überlegt, dass er bei uns wohnen wollte, die Soldaten sollten das Feld räumen. Damit waren meine Eltern nicht einverstanden, die beiden einfachen Soldaten durften bleiben, der Offizier kam dazu und bekam auch ein Zimmer. Sein »Bursche« wohnte zwar offiziell woanders, war aber fast immer bei uns.«

---

47 Hauptlehrer Wehmeyer in Chronik der Schule zu Exter

48 Ernst Kuhlmann, »Die Kuhlmanns 100 Jahre in Exter«

49 E. Ellermann in »GWB F04 –Kriegsende in Exter« Geschichtswerkstatt Exter, 1995

Mit dem Fortschreiten des Krieges nahmen die Bombardierungen der Städte zu. Die Fenster mussten nun abgedunkelt und die Außenbeleuchtung durfte nicht eingeschaltet werden.

In Exter gab es keine Sirene, mit der die Leute vor den Angriffen hätten gewarnt werden können, Kuhlmann bekam ein handbetriebenes Gerät. Bei Gefahr sollte er mit der Sirene durch das Dorf gehen und die Menschen warnen. Er konnte aber nicht überall sein. Deshalb stellte er die Sirene auf die Fensterbank und drehte bei Bedarf ein paarmal. Später bekam er eine Alarmanlage aufs Dach mit einer Bedienung vom Schlafzimmer aus.[50]

Abb. 67: um 1945 – An der heutigen Detmolder Straße: Im Vordergrund v.l.n.r. Dröge (später u. a. Drogerie Vogelsang), Tankstelle Kuhlmann, Kolonialwaren Budde, dahinter die Schienen der Kleinbahn; im Hintergrund eines der Behelfsheime für Flüchtlinge in Exter.

---

[50] Ernst Kuhlmann, »Die Kuhlmanns – 100 Jahre in Exter«

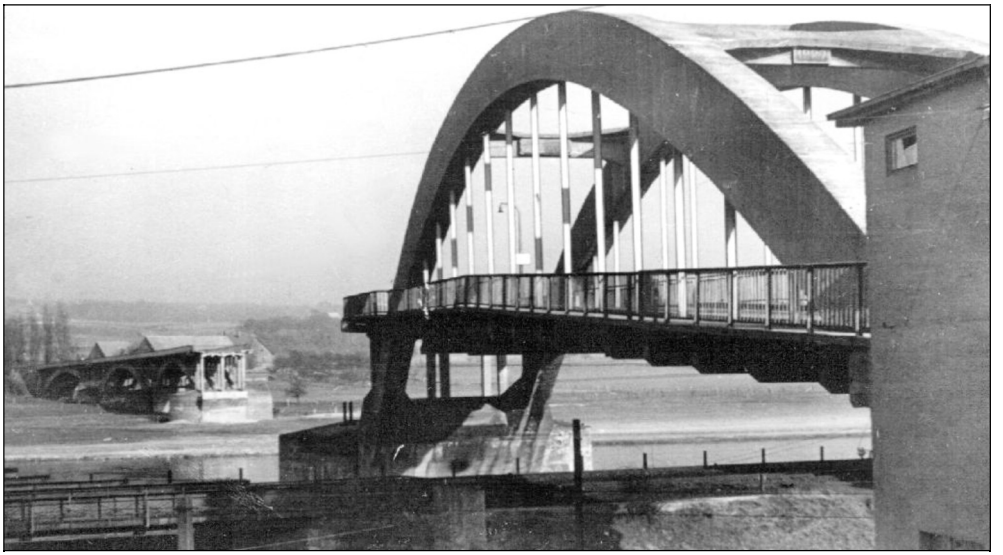


Abb. 68: 1945 – Die Straßenbrücke über die Weser in Vlotho, im Vordergrund rechts das Wärterhaus für den Brückenzoll.

»Unter den Luftangriffen hatten wir auf dem Land nicht so zu leiden«, erzählt Ingrid Siepmann: »Einige Male fielen zwar auch bei uns Bomben, das Ziel war die große Autobahntalbrücke, deren Zerstörung den Nachschub unterbinden sollte. Die Brücke blieb heil und auch sonst wurde kein großer Schaden angerichtet.« [51] In der Umgebung sind unter anderem die Eisenbahnbrücke über die Weser in Vlotho, Stadtteile von Herford und auch die Weserhütte in Bad Oeynhausen stark zerstört worden. [52]

Der Krieg wurde immer härter und grausamer geführt und viele Erwachsene spürten wohl, dass der Endsieg in weite Ferne gerückt war. Die Bombardierungen der deutschen Städte nahmen immer schlimmere Formen an. Nach der Invasion der Amerikaner am Westwall kamen die ersten Orte in den Bereich der gegnerischen Panzer. Die Menschen in dem Frontbereich und den angrenzenden Städten wurden evakuiert oder mussten sich eine neue Unterkunft suchen.

---

[51] Ingrid Siepmann, »GWB–SD05 – Kinderjahre in Ostwestfalen,« Geschichtswerkstatt Exter, 2009

[52] Luftangriffe beschädigten die Vlothoer Straßenbrücke über die Weser nur unwesentlich, ein deutsches Pionier-Kommando sprengte das Bauwerk dauerhaft.

Abb. 69 (oben): 1945 – Herford, Kaufhaus Klingenthal, im Hintergrund Johanniskirche am Neuen Markt

Abb. 70 (unten)**:** 1945 – Herford, Rennstraße, im Hintergrund: Katholisches Krankenhaus

Aachen war die erste deutsche Stadt, die im Oktober 1944 eingenommen wurde.[53] Die Nachbarstadt Geilenkirchen war in den Westwall eingebunden. Im November 1944 warfen alliierte Flugzeuge Napalmbomben auf die Stadt und nahmen sie wenig später ein.

Ernst Kuhlmann erzählt weiter: »Im Herbst 1944 kam eine Gruppe Evakuierter aus Geilenkirchen nach Exter. Nicht immer konnte eine ganze Familie in einer Wohnung untergebracht werden. Zunächst wohnten Hedin und Fred bei uns und die Mutter mit Heinz und Bernd bei Schröders im Feld. Später wohnten sie alle bei uns.« [54]

Auch eine andere Familie vom Hollenhagen berichtet über die Aufnahme von Personen aus Geilenkirchen. »Zwei Kinder wohnten bei uns und zwei weitere gingen zum Schlafen zu Reckefuß auf dem Pivit.« [55]

Ebenso beschreibt Ingrid Siepmann die Lage von Evakuierten aus dieser Stadt: »Nach Exter kamen die ersten Flüchtlinge. Sie stammten aus dem Raum Geilenkirchen und wurden im Dorf verteilt. Zu uns kam eine Familie. Ich kann mich noch daran erinnern, dass sie ihre Federbetten mitgebracht hatten. Da zur Familie zahlreiche Erwachsene und Kinder gehörten, konnten sie in das neue ›Behelfsheim‹ im Dorf (gegenüber der heutigen Grundschule) ziehen, wo sie mehr Platz hatten.« Die meisten kehrten nach Kriegsende schnell wieder in ihre Heimatstadt zurück.

»Im Frühjahr 1945 rückte die Front näher. Flüchtlinge, Kriegsgefangene und Reste der Deutschen Wehrmacht zogen in endlosen Schlangen mit Fahrzeugen und zu Fuß an unserem Haus vorbei. Als am zweiten Ostertag unterhalb unseres Hauses ein Panzerspähwagen liegen blieb, wollten die dazugehörigen Soldaten das Fahrzeug stehen lassen. Wenn die Amerikaner das Fahrzeug erblicken würden, hätten sie wahrscheinlich die Häuser beschossen, weil sie Widerstand vermuteten. Mein Vater gab den Soldaten ein Abschleppseil und sie ließen sich überreden den Panzerspähwagen mitzuschleppen.« [56]

---

53 https://de.wikipedia.org/wiki/Aachen#19._Jahrhundert_bis_Gegenwart

54 Ernst Kuhlmann, »Die Kuhlmanns – 100 Jahre in Exter«

55 Zeitzeuge, anonym

56 Ernst Kuhlmann, »Die Kuhlmanns – 100 Jahre in Exter«

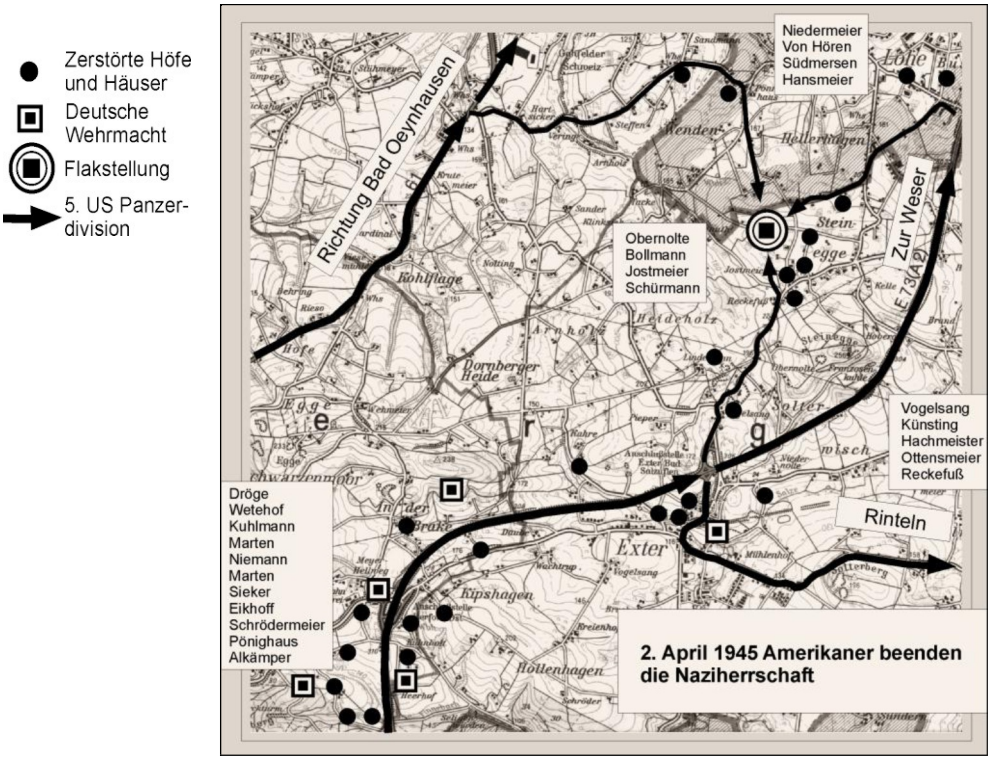


Abb. 71: 1945 – »Avenues of Approach (Straßen des Angriffs)«; Vorstoß der 5. amerikanischen Panzerdivision...

Als die Amerikaner am Tag nach Ostern (3. April 1945) über die Autobahn heran rollten, wurden sie von der Flak auf der Steinegge begrüßt. Die Antwort blieb nicht aus. Vier Soldaten mussten durch diesen unsinnigen Durchhaltewillen noch sterben. Sie sind am Sonntag nach Ostern auf dem Friedhof in Exter begraben worden. Bei dem Feuergefecht wurden in Exter einige Häuser zerstört, von amerikanischen und deutschen Granaten. [57]

»Der Volkssturm hatte noch Gräben ausgehoben und Sperren errichtet, aber von einer Verteidigung abgesehen. Auch die Schule erhielt einige Granattreffer, die Löcher in Dächer und Wände rissen. Lehr- und Lernmittel, Karten und Bücher waren größtenteils vernichtet,« berichtet Lehrer Wehmeyer in der Schulchronik von Exter.

---

[57] »GWB F04 –Kriegsende in Exter« Geschichtswerkstatt Exter, 1995

Abb. 72: 1959 von der Gemeindeverwaltung Exter aufgestellter Gedenkstein für die auf der Steinegge gefallenen Soldaten

»Am späten Nachmittag kamen die Amerikaner in unser Dorf. Gegenüber, auf der Wiese, hatten die Soldaten ihre Fahrzeuge abgestellt. Ein paar amerikanische Soldaten kamen zu uns und sagten in Deutsch: ›Sie müssen dieses Haus sofort verlassen, wir brauchen es als Unterkunft für unsere Soldaten. Bitte nehmen Sie Hut und Mantel und gehen Sie.‹ Er besorgte uns ein Quartier im Haus von Heitland, in dem insgesamt 35 Menschen untergebracht waren. Nach einer zweiten Hausbesetzung zogen die Soldaten weiter.« [58]

Lehrer Wehmeyer wurde zusammen mit seinem Sohn gefangen genommen, weil beide bei der Luftwaffe waren. Mit anderen Gefangenen wurden sie von Ellermann aus in das Nachbardorf auf einen Bauernhof gebracht. Wegen ihrer unterschriebenen Entlassungspapiere aus der Luftwaffe ließ sich der Dolmetscher erweichen und ließ sie laufen.« [59]

---

[58] Ernst Kuhlmann, »Die Kuhlmanns – 100 Jahre in Exter

[59] Hauptlehrer H. Wehmeyer in der »Chronik der Schule zu Exter« nach 1921.

Flüchtlinge und Vertriebene

12 bis 14 Millionen Deutsche (die Zahlen schwanken) flohen gegen Ende des Zweiten Weltkrieges oder sie wurden später vertrieben. Die meisten wurden in ländlichen Gebieten untergebracht; viele Städte waren zerstört.

Entscheidend für die Vorgaben in Nordrhein–Westfalen waren die Briten. Die Alliierten verfolgten von Anfang an eine vollständige Integration der Menschen aus dem Osten. In der Einleitung des nordrhein-westfälischen Flüchtlingsgesetzes, das am 25. September 1948 in Kraft trat, heißt es allerdings: Die Not der Vertrieben »lässt sich endgültig nur durch die Zulassung der Rückkehr in die deutschen Ostgebiete beheben, deren Rückgabe daher um den Frieden Europas und der Welt willen in verständnisvoller Zusammenarbeit der Völker mit friedlichen Mitteln angestrebt werden muss.« [60] Diese Aussage bezog sich auf die Potsdamer Konferenz vom 2. August 1945, in der die Westgrenze Polens in einem Friedensvertrag geregelt werden sollte.

Die meisten Vertriebenen nahmen die Länder Bayern, Niedersachsen und Schleswig-Holstein auf. Nordrhein-Westfalen war noch kein Hauptaufnahmeland, weil viele Städte, besonders im Ruhrgebiet, in Trümmern lagen. »Den höchsten Anteil an Vertriebenen hatte bis 1952 der Regierungsbezirk Detmold unter allen nordrhein–westfälischen Regierungsbezirken. 1950 lag der Anteil bei 16,7 %, im Landkreis Herford bei 14,9 %. Hier gab es 1950 5804 Ostpreußen, 3320 Pommern und 8442 Schlesier.

Der erste Zug im Rahmen der »Aktion Schwalbe« traf mit 1490 Vertriebenen im Regierungsbezirk Minden am 10. März 1946 in Bünde ein. Im Zug waren 732 Frauen, 504 Kinder durchschnittlich bis zu 8 Jahren und 254 meist ältere Männer. Sie wurden zunächst in ein Auffanglager, ein Gebäude der Firma Ahlers in Elverdissen [bei Herford] geleitet, bevor sie in Privatwohnungen untergebracht werden sollten. Der Oberkreisdirektor Friedrichs gab die Anweisung, ›dass insbesondere die [aus der Heimat] Ausgewiesenen gut und menschenwürdig untergebracht werden.‹« [61]

---

[60] Hans F. W. Gringmuth, Die Eingliederung der Vertriebenen in den Kreis Herford 1945 - 1952, Herford 1995

[61] wie vor

Das Verhältnis zwischen Einheimischen und Zugezogenen aus dem Osten war anfangs oft problematisch. In »Heimat für Fremde« [62] beschreiben die Autoren, dass das weitverbreitete Vorurteile in Deutschland gegenüber Polen nun auf Flüchtlinge und Vertriebene übertragen wurden. Man beschimpfte sie teilweise als Pack, Gesindel und Polacken. In Schleswig-Holstein sprachen sogar lokale Politiker von einer Mischlingsrasse, die den nordischen Charakter Schleswigs und seiner Bevölkerung gefährde – »Es war eine verordnete Konfliktgemeinschaft.«

Und wie war es in Exter?

Es gab auch hier Vorurteile, die Spannungen auslösten. Nun sollte man mit den Neuankömmlingen seinen Wohnraum teilen. Wie würden wir heute reagieren? Es kam auf beide Seiten an, wie man sich arrangierte. Wir, die heute darüber berichten können, waren damals noch Kinder oder Jugendliche und sahen das Zusammenleben oft anders als die Erwachsenen.

Manche Flüchtlinge und Vertriebene hatten durch Verwandte oder Bekannte einen Anlaufpunkt in Exter, so wie meine Familie. Hier lebte Frieda Traue, die Schwester meiner Mutter. Für viele war es aber ungewiss, wo sie eines Tages ein Zuhause fanden. So blieben einige dort, wo der Transport nicht weiterging. Andere kamen in Lager und wurden später in Privatwohnungen in dessen Zuständigkeitsbereich eingewiesen.

»In den Gebäuden der Bekleidungsfirma Ahlers war in Elverdissen ein Durchgangslager für Flüchtlinge und Vertriebene eingerichtet. Hier wurden erst einmal die Personalien aufgenommen, die Betroffenen entlaust und auf ihren gesundheitlichen Zustand untersucht. Dann sollten sie möglichst schnell in Privatquartiere vermittelt werden. Das war ein Wunschtraum, wie berichtet wird.

Der erste Transport ist hier März 1946 eingetroffen. Bis Juni 1946 haben etwa 4500 Betroffene das Lager durchlaufen. Zwischen April 1947 und Januar 1948 waren es 13.000. Manche mussten aber viele Tage warten, da nicht immer gleich genügend Wohnraum zur Verfügung stand. Weil die

---

[62] Michael Hallerberg, Fabian Kindt; Heimat für Fremde, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld, 2011

Firma Ahlers die Gebäude wieder selbst nutzen wollte, wurde das Lager im Sommer 1949 aufgelöst.« [63]

Auch einige der nach Exter Vermittelten mussten ihre Zeit im Lager abwarten. Nicht immer waren sie hier gern gesehen, wie eine Zeitzeugin berichtet. Sie bekamen zwar eine Adresse genannt, wurden aber wieder weggeschickt. Oft konnten auch nicht ganze Familien aufgenommen werden. Ein Teil wohnte in einer Unterkunft, die anderen Familienmitglieder in einem anderen Haus. Es gab auch Betroffene, die nur zum Schlafen in ihr Zimmer konnten, tagsüber hielten sie sich woanders auf. Es war eben eine schwere Zeit.

»Alte« Exteraner erzählen

Ingrid Siepmann

Durch den Krieg landeten auch in Exter viele heimatlos gewordene Menschen, besonders aus Ostdeutschland.

Der Krieg verursachte eine moderne »Völkerwanderung«

Weil Hitler für seinen großen Krieg, der ihm die Weltherrschaft bringen sollte, immer mehr Soldaten brauchte, mussten in der Heimat alte Männer und Frauen die Soldaten, die an mehreren Fronten – im Westen, Osten, Süden und Norden kämpften – ersetzen. Da dies natürlich nicht ausreichte, wurden in ganz Europa in den eroberten Gebieten Männer und Frauen zwangsverpflichtet und nach Deutschland transportiert. Dort mussten sie unter teilweise menschenunwürdigen Bedingungen in der Industrie, besonders natürlich in der Rüstungsindustrie, arbeiten. Auf dem Land wurden sie auf den Bauernhöfen eingesetzt, um die so wichtigen Ernten zu sichern.

Die Zwangsarbeiter wohnten auf den Höfen und hatten ein vergleichsweise freies Leben, wenn sie Glück hatten und es gut antrafen. Es war allerdings streng verboten, mit ihnen zu viel Kontakt zu haben und sie am Familienleben teilhaben zu lassen. Auf vielen Höfen wurden die Männer und Frauen aus Polen, Italien, Frankreich und anderen Ländern Europas trotzdem nach und nach fast zu Familienmitgliedern.

---

[63] Hein Timmreck im WESTFALENBLATT, Bielefeld, Nr. 63, 14. März 2012

Auch auf mehreren Höfen in Exter waren Zwangsarbeiter im Einsatz. Die Exteraner Fabriken, die überwiegend Möbel herstellten, mussten sehen, wie sie klar kamen. Mir ist nur von einer Firma, die Munitionskisten fabrizierte, bekannt, dass dort Fremdarbeiter im Einsatz waren. Unsere Firma musste sich mit ein paar älteren Mitarbeitern behelfen und konnte kaum noch produzieren. Im letzten Kriegsjahr wurde der Betrieb ganz still gelegt, eine Saatzuchtfirma aus Herford, die dort ausgebombt worden war, wurde hier einquartiert.

Viele Städter suchten auf dem Lande Schutz vor den Bomben

In den letzten Kriegsmonaten setzte in Deutschland eine regelrechte »Völkerwanderung« ein. Die Luftangriffe auf die deutschen Städte nahmen immer mehr zu, immer mehr Menschen wurden obdachlos und mussten eine Unterkunft haben.

Auch auf der »Pecherei« [64] stieg die Zahl der Bewohner. Bei Groteguts, die im Fachwerkhaus wohnten, quartierten sich vorübergehend einige Gäste ein. Bei Fliegeralarm suchten alle in unserem relativ stabilen Keller Zuflucht. Auch eine Dame aus Herford, die in der Siedlung gegenüber bei Familie Held Zuflucht gesucht hatte, kam dann zu uns in den »Luftschutzkeller«.

Viele Exteraner Familien hatten Verwandte und Bekannte aufgenommen, die ihr Zuhause durch Bomben verloren hatten oder sich auf dem Land sicherer fühlten. In den ersten Kriegsjahren kamen in den Sommerferien zweimal Kinder aus dem Ruhrgebiet nach Exter, um sich hier auf dem Land zu erholen. Zu uns kam jedes Mal das gleiche Kind, ein Mädchen, das etwa so alt war wie ich. Ich war natürlich begeistert von der Spielgefährtin.

Es gab viel Ärger mit neuen Hausgenossen

Bei uns war 1944 eine Familie L. aus Bielefeld eingezogen. Erst suchte nur die Mutter mit zwei Kindern in Exter Schutz vor den Bombenangriffen – einem Mädchen, das so alt war wie ich und mit mir in Bad Salzuflen in der »Oberschule für Mädchen« die gleiche Klasse besuchte und ihr zwei Jahre jüngerer Bruder. Dann gesellte sich auch der Vater dazu. Dieser war ein

---

[64] Familieninterne Bezeichnung des Wohnkomplex der Pechers

fanatischer Nationalsozialist. Da mein Vater ein strikter Nazigegner war, hatten wir ständig Sorge, dass er durch unseren Zwangsmieter im KZ landen würde. Es war eine äußerst unangenehme Zeit mit dieser Familie. Wir waren heilfroh, als wir 1946 diese unangenehmen Leute los wurden und stattdessen eine nette Familie einzog.

Die ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen

Im Winter 1944/45 trafen die ersten Flüchtlinge aus dem Osten, aus Ostpreußen, in Exter ein. Es waren Frau Schäfer und ihre Tochter Elfi. Elfi hatte meinen Vetter Friedel Kahre, der als Soldat in Ostpreußen stationiert war, ziemlich überraschend geheiratet. Die beiden hatten ihren Bauernhof dicht an der russischen Grenze zurückgelassen und sich – bevor der große Flüchtlingsstrom einsetzte – auf die Reise in die ihnen noch unbekannte Heimat des frischgebackenen Ehemannes begeben.

Frau Schäfer und Elfi kamen mehr oder weniger wohlbehalten bei Elfis Schwiegereltern in Exter an. Die Strapazen der Flucht waren für die hochschwangere Elfi wohl zu viel, sie erlitt eine Frühgeburt. Meine Tante und mein Onkel hatten zu wenig Platz; Frau Schäfer und Elfi kamen zu uns und blieben dort die nächsten Jahre. Als der Krieg endlich zu Ende war, kam auch Herr Schäfer zu uns. Schäfers bauten nach einigen Jahren ein Haus und verließen die »Pecherei«. Übrigens fiel mein Vetter Friedel noch in den letzten Kriegstagen in Schlesien, als bei uns in Exter der Krieg schon beendet war. Elfi heiratete nach einiger Zeit noch einmal, auch der junge Ehemann fand bei uns noch Platz.

Viele Menschen sind zu Fuß auf der Autobahn unterwegs

In den letzten Kriegstagen – Ende März 1945 – erlebte Exter Flüchtlinge ganz anderer Art. Auf der Autobahn zogen Kolonnen von Fremdarbeitern gen Osten auf der Flucht vor den Amerikanern, dazwischen deutsche Armeefahrzeuge und vereinzelt auch Flüchtlinge, die meinten, sich vor den Amerikanern in Sicherheit bringen zu müssen. Gelegentlich brausten amerikanische Kampfflugzeuge darüber hinweg.

Auch Frau Schäfer und Elfi hatten Angst vor dem, was kommen würde. Sie packten einen Bollerwagen mit den wichtigsten Utensilien und zogen los. Sie kamen bis nach Schleswig-Holstein, kehrten aber, als der Krieg dann zu Ende war, schnell wieder nach Exter zurück.

Eine sehr nette Mitbewohnerin

Es waren nicht alles Flüchtlinge, die auf der »Pecherei« landeten. Im letzten Kriegsjahr kam Fräulein Grebe als neues Mitglied der Hausgemeinschaft hinzu. Fräulein Grebe war Lehrerin in Gelsenkirchen–Buer und wurde nach Exter versetzt. Sie kam mittags mit mir zusammen mit der Kleinbahn in Exter an und wollte auf Zimmersuche gehen. Ich nahm sie mit nach Haus und bekniete meine Mutter, Fräulein Grebe doch aufzunehmen. Der Erfolg war, dass wir noch ein wenig enger zusammenrückten und Fräulein Grebe mein Zimmer bekam. Ich teilte mir jetzt mit Christa L. das Zimmer. Nach Kriegsende kehrte Fräulein Grebe dann nach Gelsenkirchen zurück. Es tat uns allen leid, als sie uns verließ.

Ein alter »Auswanderer« kehrte in die alte Heimat zurück

Im Sommer 1945, kurz nach Kriegsende, kam ein echter Flüchtling zu uns. Ein alter Mann stand plötzlich vor der Tür. Es war ein Nachkomme von Kosieks, die 1894 meinem Großvater den Hof verkauft hatten und nach Posen ausgewandert waren. Der alte Mann war ein Vetter meines Vaters. Er war über 90 Jahre alt, geistig sehr verwirrt, hatte sich aber allein von Posen nach seinem Geburtsort Exter durchgeschlagen. Meine Eltern brachten ihn in Wüsten im Stift unter, wo er aber nicht mehr lange lebte.

Viele Vertriebene kamen aus Schlesien nach Exter

Als nach dem Ende des Krieges Polen neben Westpreußen, Teilen von Pommern und Ostpreußen auch Schlesien erhielt, mussten auch hier die meisten Bewohner, die in der Heimat ausgehalten hatten, das Land verlassen. Sie wurden in Sonderzügen in den Westen verfrachtet. Alle diese vielen Menschen mussten versorgt und untergebracht werden. Nach Exter kamen viele Schlesier aus dem Süden der Provinz, aus dem Glatzer Bergland. Wie überall, wurde es auch in Exter allmählich sehr voll. Es war nicht einfach alle Neuankömmlinge unterzubringen. Auch in der Baracke auf dem Gelände der heutigen Grundschule, in der während des Autobahnbaues Bauarbeiter wohnten, wurden Heimatvertriebene untergebracht.

Uns wurde anstelle der endlich ausgezogenen Familie L. eine Familie aus Breslau mit zwei kleinen Kindern zugewiesen. Unsere neuen Hausgenossen, die zufällig auch Schäfer hießen, hatten nur einige Möbel und Hausgeräte und wenig Kleidung. Die Kinder hatten »Hungerbäuche« und sahen

uns ängstlich aus großen Augen an. Susanne war gut drei Jahre alt und Arnold noch keine zwei Jahre. Schäfers hatten in Breslau eine schwere Zeit erlebt. Breslau wurde von den Russen in harten Straßenkämpfen erobert. Arnold wurde im Luftschutzkeller geboren, als um den benachbarten Häuserblock gekämpft wurde.

Trotz der beengten Wohnverhältnisse war die Zeit, in der Familie Schäfer bei uns wohnte, sehr angenehm. Meine Mutter besserte häufig mit Erzeugnissen aus dem Garten, einigen Eiern und etwas Ziegenmilch den Speiseplan während der Hungerjahre etwas auf. Susanne und Arnold entwickelten sich zu gesunden, fröhlichen Kindern und auch die Eltern fühlten sich wohl bei uns. Besonders Frau Schäfer war eine Frohnatur. Trotz der schweren Erlebnisse der Vergangenheit und den Schwierigkeiten in den ersten Jahren nach dem Krieg verlor sie nie den Mut. Sie trug sehr zum Zusammenhalt der unterschiedlichen Bewohner der »Pecherei« bei. Wir feierten alle zusammen ein fröhliches Fest, wir schrieben ein lustiges Theaterstück und führten es auf.

An schönen Sommerabenden trafen sich die Hausbewohner draußen auf dem Rasen. Wir saßen dort zusammen, erzählten und sangen die schönen alten Volkslieder. Fernsehen, das sonst viele ins Haus gelockt hätte, war zwar schon erfunden, steckte aber noch in den Kinderschuhen und war reine Zukunftsmusik. Besonders in der Zeit, in der die Uhr im Sommer um zwei Stunden vorgestellt wurde, waren es wunderschöne lange Abende. Bei uns lebten damals, kurz nach dem Krieg 16 bis 17 Menschen. Nach einigen Jahren, als die Wohnungsknappheit nicht mehr so groß war, zogen Schäfers in eine größere Wohnung und wanderten dann nach Kanada aus.

Zwei Jahre nach dem Krieg kam noch eine Vertriebene aus Schlesien, aus dem Kreis Habelschwerdt zu uns. Die junge Frau hatte mit ihren Eltern und Geschwistern den heimatlichen Bauernhof verlassen müssen und war nach Westdeutschland verfrachtet worden. Sie unterstützte meine Mutter im Haushalt, bis sie bald heiratete. Nach einigen Jahren kam sie für einige Stunden pro Woche wieder. Bis dahin kamen nacheinander zwei Schwestern von »Klärchen« zu uns. Das Leben normalisiert sich allmählich.

lm Laufe der Jahre fassten die neuen Bürger Fuß in Exter und wurden zu »Exteranern«. Viele bauten ein Haus, die Wirtschaft blühte, es gab

ausreichend Arbeit. Die Zeit der Wohnungsnot und Wohnraumbewirtschaftung endete. Jeder konnte so viel Wohnraum haben, wie er wollte und sich leisten konnte. Bei uns wurde es immer leerer, bis wir schließlich wieder ganz allein im Wohnhaus lebten. Einige Jahre wohnte dann noch ein junges Ehepaar aus Exter bei uns mit ihrem bei uns geborenen Töchterchen, bis die junge Familie in eine grössere Wohnung nach Herford ziehen konnte.«

Marlene Ortmann

»Der Krieg war vorbei, zumindest für uns Westfalen, enger gesehen in Exter. Angst und Schrecken waren vorbei - eine neue Zeit begann. Flüchtlinge und Vertriebene kamen an, blieben, reisten weiter oder sammelten sich vorübergehend in den Schulräumen. Für uns Kinder, ich war gerade zehn Jahre alt, eine spannende Zeit.

Als wieder Ordnung und Übersicht herrschten begann auch die Schule wieder. In den Klassen, immer zwei Jahrgänge zusammen gefasst, waren Schülerinnen und Schüler aus Schlesien, Pommern, Ostpreußen und Evakuierte, die noch nicht heimkehren konnten. In der Schule erfuhren wir Dorfkinder manches aus der Heimat der Neulinge, deren Lebensgewohnheiten oft völlig anders waren.

Fußball, Schlagball, Räuber spielen in der Egge, da waren immer gerne Kinder da. Manchmal gingen wir mit den »Katholischen« auch Sonntagsnachmittags in unsere evangelische Kirche, die sie dann benutzen konnten. In einem Satz: Bei uns Kindern klappte die Integration gut.

Den Sommer über waren noch viele Einzelgänger oder kleinere Gruppen unterwegs, oft zu Fuß auf der Autobahn mit einer Kontaktadresse oder Namen, die eventuell eine Anlaufstelle der Heimatlosen sein konnte. Ich empfinde noch heute, dass meine Kinderjahre mit den vielen neuen Eindrücken der fremden Kinder eine Bereicherung waren.

Flüchtlinge, Vertriebene, jedes Schicksal hat ein eigenes Profil. Aus der Heimat gerissen, oft nichts von den Angehörigen wissend, haben sie in unserem Land ein Ziel. So auch in Exter. Mütter mit Kindern, ältere Menschen, Einzelpersonen, wurden »untergebracht«, sich einzurichten, um zu Hause zu sein. Allein unterwegs, in der Erinnerung tauchten alte Familienwurzeln, Namen aus Frontbegegnungen auf. Sie waren Leitfaden müh-

samer Wege, die dann zu einem Ziel führten. Ich denke an ein Geschwisterpaar, das sich ohne voneinander zu wissen auf bewegende Weise hier wieder traf. Viele sind Bürger unseres Dorfes.«

Zeitzeugin [65]

Eine Familie auf dem Hollenhagen beschreibt auch die wechselnden Bewohner auf dem Hof: »Zuerst kamen Evakuierte aus Geilenkirchen. Nun kam ein junger Mann aus Wattenscheid, der vorher ein Landjahr gemacht hatte. Er konnte noch nicht zurück, da die Städte im Ruhrgebiet stark zerstört waren. 1946 kam dann eine Mutter aus Schlesien mit ihren drei Töchtern. Der Sohn kam später und der Mann war noch in Gefangenschaft.

Die Familie hatte in Schlesien einen Bauernhof. Die Frau kannte sich also in der Landwirtschaft aus und half auf dem Hof. Sie hatte gute Ideen und war sehr geschickt. Als der Mann aus der Gefangenschaft kam, wohnte er auch bei uns auf dem Hof. Er konnte alles, auch Schnaps brennen. Die Kinder gingen hier zur Schule. Später baute die Familie ein Haus in Schweicheln.

Ein weiterer Bewohner kam aus Siebenbürgen (in Rumänien) Er half zunächst auf dem Hof, war dann aber bei den Engländern tätig. Herford wurde immer wieder bombardiert. Eine Arztfamilie aus der Stadt kam oft zu uns zum Schlafen um den Angriffen zu entgehen.

Wir hatten auch einen russischen Zwangsarbeiter, der tagsüber in der Landwirtschaft half und im Lager schlief. Eines Tages wurde er abgeholt. Er überlebte und hat uns später noch einmal besucht. Im Mai war Schluss mit dem Krieg.

Aber nun begannen die Überfälle der Polen, die in der Umgebung als Zwangsarbeiter gearbeitet hatten. Obwohl wir keinen Polen zur Arbeit hatten wurden wir überfallen. Sie nahmen Kleidung und Nahrungsmittel mit. Allmählich beruhigte sich die Lage und wir waren froh, dass wir den Krieg überstanden hatten.«

Ernst Kuhlmann

»[Ein Verwandter glaubte] trotz der schlechten Zeit noch immer an den Endsieg und an die NSDAP. Auf die Bemerkung unseres Vaters: ›Jez hew-

---

[65] Auf Wunsch ohne Namensnennung

we den Mess do liggen, do süt man niu wo us duit System hen brocht het‹ [66]. Der Verwandte antwortete: ›Man könnt obber doch nich wieden, ob et nich doch näu mol anners kümmt.‹[67]«.

Kurze Zeit nach Kriegsende kamen weitere Bewohner in unser Haus. Erich, ein entlassener Kriegsgefangener, der nicht in seine Heimat zurück konnte, suchte Unterkunft und Arbeit. Von Beruf Elektriker und Radiomechaniker, arbeitete er in der Werkstatt und bei Kunden.

Nebenbei reparierte er auch noch Radios. Er lebte voll in unserer Familie. Nachdem eine Familie wieder nach Geilenkirchen gezogen war, kam eine Frau mit ihren beiden Töchtern zu uns. Alle Einrichtungen wie Toilette, Bad, Keller und Treppenhaus wurden gemeinschaftlich genutzt. Erst Anfang der fünfziger Jahre, als die Familie ausgezogen war, bekamen wir wieder mehr Platz«. [68]

Notunterkünfte

Es gab an verschiedenen Stellen in Exter aber auch sogenannte Behelfsheime. In der Ortsmitte standen solche Bauten unter anderem am Sportplatz, in der Nähe des jetzigen Asylantenheims und zwei auf dem späteren »Marktplatz« an der heutigen Straße »Im Königsfeld«. Eigentümer, die keine Flüchtlinge im Haus haben wollten, stellten Behelfsheime auf, oft entfernt vom eignen Haus. So beschreibt Horst Kixmöller seine Unterkunft an der Detmolder Straße, in der Nähe der Zufahrt zur Windmühle.

Diese kleinen Gebäude wurden von einer Vlothoer Firma hergestellt. Ein mit Efeu bewachsenes ehemaliges Behelfsheim steht noch in einem Garten an der Valdorfer Straße. Hier wohnten nach dem Krieg eine dreiköpfige Familie, wie der Eigentümer erzählte.

Es war ein Kommen und Gehen. 1939 hatte Exter nach einer Zählung 1730 Einwohner. Diese Zahl stieg bis 1950 auf 2380. Darunter waren 526 Flüchtlinge und Vertriebene. Für einen so kleinen Ort eine große Herausforderung.

---

66 »Jetzt haben wir den Mist da liegen, da sieht man nun, wo uns dieses System hingebracht hat«

67 »Man kann doch aber nicht wissen, ob es nicht doch noch mal anders kommt.«

68 Ernst Kuhlmann, Die Kuhlmanns in Exter – 100 Jahre

Abb. 73: 2015 – Ehemaliges Behelfsheim an der Valdorfer Straße

Es tut sich was

Siedlungsbau

»Durch die unzureichende Wohnraumversorgung wurde der Bau von Kleinsiedlungen und Einfamilienhäuser für die Sesshaftigkeit, die Integrierung und das Selbstwertgefühl der Menschen aus dem Osten bedeutsam. Die Bau- und Siedlungsgenossenschaft, die für den Kreis Herford zuständig war, baute von 1948 bis 1951 insgesamt 979 Wohnungen, die zu etwa 50 % mit Vertriebenen belegt waren.«[69]

In Exter besserte sich der Wohnraumnotstand erst, als 1949 die ersten Häuser auf den landwirtschaftlichen Flächen am Solterberg gebaut wurden. Es waren einfache eingeschossige Häuser mit 50° Satteldach ohne Badezimmer, aber mit Plumpsklo und angebautem Stall, sowie einer größeren Gartenfläche. Mit der Bewirtschaftung war eine kleine Selbstversorgung möglich.

---

[69] Hans F. W. Gringmuth, Die Eingliederung der Vertriebenen in den Kreis Herford 1945 - 1952, Herford 1995

Viele Gebäude wurden in Eigenleistung hochgezogen. Die Menschen halfen sich damals gegenseitig beim Bau. Freunde und Nachbarn nahmen Schaufel oder Maurerkelle zur Hand. In dem Lebensmittelgeschäft des Kaufmanns Spehr konnten sich die Bewohner mit Nahrungsmitteln für den täglichen Bedarf versorgen.

Schuhe zu reparieren war damals eine Selbstverständlichkeit: Bei Emil Zgaga konnte man Schuhe reparieren lassen, aber auch neue kaufen. Die Siedlung erhielt später den Namen Nelkenstraße und wurde immer wieder erweitert.

Eine weitere Siedlung wurde am Rand von Exter gebaut. Die Siedlungsgenossenschaft »Rote Erde GmbH« Münster, hatte von dem Landwirt Schemmel in Wüsten, Bauland für eine Nebenerwerbssiedlung erworben. Vorgesehen waren 29 Nebenerwerbsstellen und fünf Kleinsiedlungen.

Bewerber, ausschließlich Flüchtlinge und Vertriebene, mussten nachweisen, dass sie in ihren ehemaligen Heimatorten landwirtschaftlich tätig waren. Der Baubeginn verzögerte sich, da die Siedlungsgenossenschaft 1956 mit dem vorherigen Eigentümer, dem Landwirt Schemmel, eine Nutzung für ein weiteres Jahr vereinbart hatte.

In einer Mitteilung des Landkreises Herford an das Amt Vlotho ist zu lesen: »Immer wieder wurde von hier schriftlich und mündlich gebeten, die Bauvorhaben im Interesse der Heimatvertriebenen so schnell wie möglich durchzuführen ... Da der Grundbesitz auf ein weiteres Jahr dem Gutsbesitzer Schemmel verpachtet ist, wäre also zwangsläufig mit der Bauausführung nicht vor Ablauf der Pacht und, da die Pacht sicherlich erst im Herbst 1957 ablaufen wird, nicht vor Frühjahr 1958 zu rechnen«.[70]

In dem Aktenvermerk des Amtes Vlotho vom 3. Juni 1959 erklärt die Siedlungsgenossenschaft, dass die Baugenehmigungen erteilt worden seien und nunmehr die bautechnischen Arbeiten in Angriff genommen würden. Auf jeden Fall sollte in diesen Sommermonaten mit den Bauarbeiten begonnen werden. [71] Als erste bezog die Familie Wulff im Sommer 1960 ihr neues Domizil.

---

[70] Lt. Wolfgang Lorke (OKD des Landkreises Herford) vom 17. Dezember 1956

[71] Aktenvermerk Amt Vlotho vom 3. Juni 1959

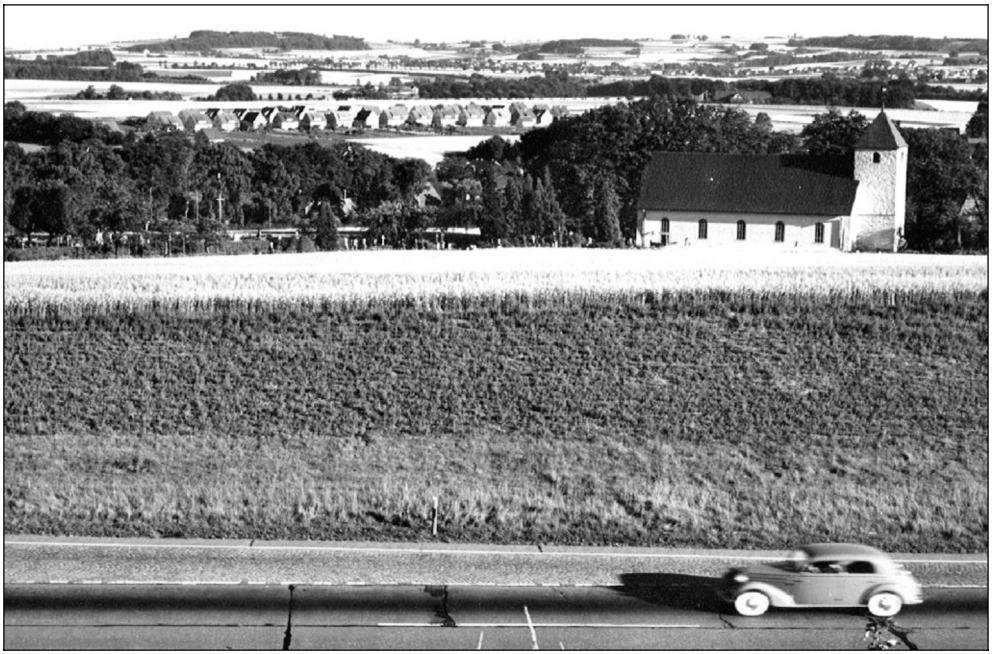


Abb. 74 (oben)**:** um 1960 – Blick über die A2 auf die Autobahnkirche Exter, im Hintergrund die Siedlung Nelkenstraße

Abb. 75 (unten)**:** vor 1960 – Nelkenstraße an der Einmündung in die heutige Solterbergstraße, rechts der VW-Käfer des damaligen Dorfarztes Dr. Bernsdorff

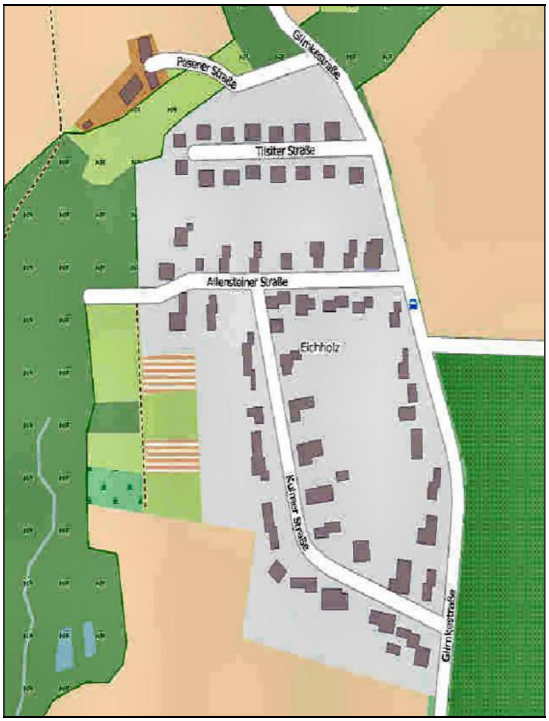


Abb. 76: 2016 – Straßenplan »Eichholz-Siedlung«.

Auf den 2000 bis 2500 qm großen Grundstücken wurden zweigeschossige Wohnhäuser mit angegliedertem Stall gebaut. Tierhaltung war Pflicht. Die Grundstücksflächen mussten landwirtschaftlich genutzt werden. Diese Vorgaben wurden von der Siedlungsgenossenschaft kontrolliert.

Damals gehörte die Gartenarbeit fast schon mit zum Überleben. Jeder, der ein Stückchen Land ergattern konnte, baute intensiv Gemüse oder Kartoffeln an. Die Menschen waren in der schlechten Zeit sehr kreativ.

Abb. 77 (links): Alfred Wulff beim täglichen Säubern der Milchpumpen. – **Abb. 78** (rechts): Wohn- und Geschäftshaus der Familie Wulff. Der erste Verkauf fand im Keller statt. Beide Bilder nach 1960.

Abb. 79: 1928 – Alte Schule in Exter; Kirche, neu gebaute »Kleine Schule«

In der Schule wird es eng

Ein weiteres Problem war zu lösen. Mit den Flüchtlingen und Vertriebenen kamen auch viele Kinder in den Ort, die später zur Schule gehen mussten. Der gesamte Schulbetrieb war im Sommer 1944 eingestellt worden, weil die Organisation Todt die Räume für sich nutzte. »Nachdem zwei Klassen wieder notdürftig hergerichtet waren, begann der Unterricht am 20. September 1945», schreibt Lehrer Wehmeyer in der Schulchronik. Nun gab es mehr schulpflichtige Kinder. Es musste auch nachmittags unterrichtet werden. Wegen der Raumnot wurden immer zwei Jahrgänge zusammengefasst.

Ein anderes Problem war die Unterernährung von vielen Kindern. Die Nahrungsmittelzuteilung über die Lebensmittelmarken betrug 1550 Kalorien pro Person. 1947 wurde deshalb die Schulspeisung eingeführt. Das Essen kam aus Vlotho und aus der Gaststätte »Am Bahnhof«. [72]/[73]

---

[72] Damals »Knöner«, heute »Hotel-Restaurant Grotegut«

In der großen Pause marschierten wir zur Essensausgabe. Je nach Wetterlage aßen wir im Garten oder auf dem Saal. Manchmal war diese Suppe oder der Brei ziemlich undefinierbar. Ungefähr 150 Schüler waren daran beteiligt.

1948/49 hatten die Lehrer etwa 300 Schüler zu unterrichten. Die Gemeinde plante deshalb eine Renovierung des vorhandenen Schulgebäudes und einen Anbau. Mit Verfügung vom 24. November 1949 wurde die schulbautechnische Genehmigung erteilt. [74] Während der Osterferien begannen die Arbeiten am Neubau.

Im Januar 1951 erhielten die Schüler des neunten Schuljahres ihren ersten Unterricht in einem neuen Raum. Die Schule hatte nun vier Klassenräume, einen Gruppenarbeitsraum, einen Lehrer- und Lehrmittelraum. Das Dachgeschoss beherbergte eine Aula für 250 Personen, in der auch später Kinofilme, meistens Heimatfilme, gezeigt wurden. [75]

Am Sonnabend, den 26. Mai 1951 begann um elf Uhr das große Einweihungsfest, mit Vertretern der Gemeinde, der Behörden, den Einwohnern und natürlich mit uns Schülerinnen und Schülern.

Nach den üblichen Reden waren wir dann an der Reihe. Unsere Lehrer hatten mit uns verschiedene passende Beiträge intensiv eingeübt. Wir sollten unter Lehrer Wiebesieks Leitung das Lied »Brüder, reicht die Hand zum Bunde« singen. Es wurde intensiv geübt. Bei der Probe hatte es gut geklappt, nur an dem Sonnabend vor der ganzen Gemeinde nicht. Das Donnerwetter von Wiebesiek höre ich noch heute.

In der Schule haben wir eigentlich den Unterschied zwischen den Kindern aus West und Ost gar nicht so wahrgenommen. Ich kann mich nur an eine Musikunterrichtsstunde erinnern, in der wir wieder ein Lied übten. Da forderte Lehrer Wiebesiek alle Flüchtlinge auf aus den Bänken aufzustehen um das Lied allein zu singen. Es klappte nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Mit einer abwertenden Handbewegung sagte er nur: »Na ja, die Flüchtlinge«. Das hat mich damals doch betroffen gemacht.

---

[73] Hauptlehrer H. Wehmeyer in der Chronik der Schule zu Exter

[74] Akte D 3871 Kreisarchiv Herford

[75] Hauptlehrer H. Wehmeyer in Chronik der Schule zu Exter

Das Amt Vlotho und die Gemeinde Exter geben sich die Ehre,

Herrn Lehrer Hüsing

zu der am Sonnabend, dem 26. Mai 1951, 11.00 Uhr vormittags stattfindenden

Einweihung der Schule in Exter

ergebenst einzuladen.

Der Amtsbürgermeister:	Der Amtsdirektor:	Der Bürgermeister der Gemeinde Exter
Albrecht	Dr. Hohenstein	Möller

Nach der Einweihungsfeier wird für die Gäste ein kleiner Imbiß im Gasthof Ellermann, Exter gereicht

U. A. w. g., Tel. Vlotho 516, App. 3

Abb. 80 a/b: Einladungskarte zur Einweihung der neuen Schule in Exter und Programm (letzteres nach dem vorliegenden Original rekonstruiert)

Programmfolge

für die Einweihung der Schule Exter am 26.5.1951

1. Gesang "Lobe den Herrn" mit Posaunenbegleitung
2. Begrüßungssprecher: Bürgermeister Möller
3. Gedicht: Schüler
4. Einweihungsansprache: Regierungsdirektor Sünkel
5. Kinderchor
6. Ansprache: Landrat Griese
7. Gedicht: Schüler
8. Ansprache: Schulrat Albsmeier
9. Posaunenchor
10. Ansprache: Amtsbürgermeister Albrecht
11. Ansprache: Amtsdirektor Hohenstein
12. Schülerchor
13. Ansprache: Pastor Gröne
14. Ansprache: Pastor Apostel
15. Gesang mit Posaunen
16. Ansprache: Regierungsbaurat Budde
17. Schlüsselübergabe
18. Einzug in die Schule

Abb. 81: um 1960 – Oben links: Hauptgebäude der Volksschule bis 1964, später Gemeindehaus der Kirchengemeinde, daneben die »Kleine Schule« (unterhalb der Kirche). Unten links: Niedernolte, daneben Heitland (vorm. Schröder). Rechts unten: Ehem. Hof König, Exter Nr. 40, Sitz des Bürgermeisters, unterhalb befindet sich der Neubau des späteren Schulleiters Woldt.

Wie viele Kinder sind, mit Hoffen und Bangen, durch dies Portal gegangen?

Abb. 82: – um 1960, Schuleingang mit den Lehrkräften Frieda Klinksiek, Hugo Hüsing und Karl Kollmeier

Kirchen

Abb. 83a: 2007 – Evangelisch-lutherische Kirche, Nordost-Ansicht

Abb. 83b: 2006 – Katholische St.-Hedwigs-Kirche, Westansicht

Evangelisch-Lutherische Kirche

Ein Jahr später wurde auch die evangelische Kirche bis auf den Kirchturm von 1666 neu gebaut. Hier ging es allerdings eher darum, das baufällige Gotteshaus zu erneuern, aber auch um die gewachsene Gemeinde aufzunehmen. Das Kirchenschiff musste vollkommen abgerissen werden. Die Finanzierung war zur damaligen Zeit nicht einfach. Die Gemeinde schlug vor, dass in den nächsten drei Jahren eine jährliche Kirchenbauabgabe eingesammelt werden solle. »Als Richtsätze wurden genannt zwei Mark je Morgen Landbesitz für die Landwirte und ein halber Wochenlohn für die übrigen Werktätigen.« Ich glaube nicht, dass meine Eltern und auch andere Einwohner damals schon auf einen halben Wochenlohn verzichten konnten.

»Nach dem letzten Gottesdienst am ersten April 1951 begannen wenige Tage danach die Abbrucharbeiten. Die Einrichtungen der Kirche wurden vorher geborgen, um sie im Neubau wieder zu verwenden. Die Grundsteinlegung für das neue Kirchenschiff fand am 24. April 1951 statt.

Eingeweiht wurde die neue Kirche durch Präses Wilm am 28. Oktober 1951. Pfarrer in Exter war Wilhelm Gröne.« 1954 stifteten wir Konfirmanden die ersten beiden Kronleuchter.[76]

Katholische Kirche St. Hedwig

Eine weitere Veränderung hatte es in Exter gegeben. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es im Ort nur vier katholische Mitbürger, danach waren es etwa 300. Da Exter dominant ev.-luth. war, gab es kein katholisches Gemeindezentrum. »Das Pfarramt Heilig Kreuz in Vlotho übernahm die seelsorgerische Betreuung der Katholiken. Vikar Alfons Sauer war als Flüchtlingsseelsorger eingesetzt und organisierte das kirchliche Leben. Er und der evangelische Pfarrer Heinrich Bültemeier vereinbarten, dass die katholischen Mitbürger an den Sonntagnachmittagen die evangelische Kirche für ihre Messe nutzen konnten. Es entstand ein gutes Verhältnis zwischen beiden Konfessionen.

Am 4. August 1948 übernahm Kuratus Ernst Apostel die Vertriebenengemeinde in Exter. Der Wunsch nach einem eigenen Gotteshaus kam auf. Gustav Reckefuß, Landwirt in Exter, bot den Katholiken ein geeignetes Grundstück zur Verpachtung an. Jetzt brauchte man noch ein geeignetes Gebäude.

---

[76] Walter und Wilhelm Gröne, Kirche in Exter 1966 - 1966

Abb. 84: um 1950 – Südansicht der evangelisch-lutherischen Kirche bevor das alte Kirchenschiff durch einen Neubau ersetzt wurde.

Abb. 85: 1960er-Jahre -- Nachts beleuchtete Nord-West-Seite der evangelischen Kirche

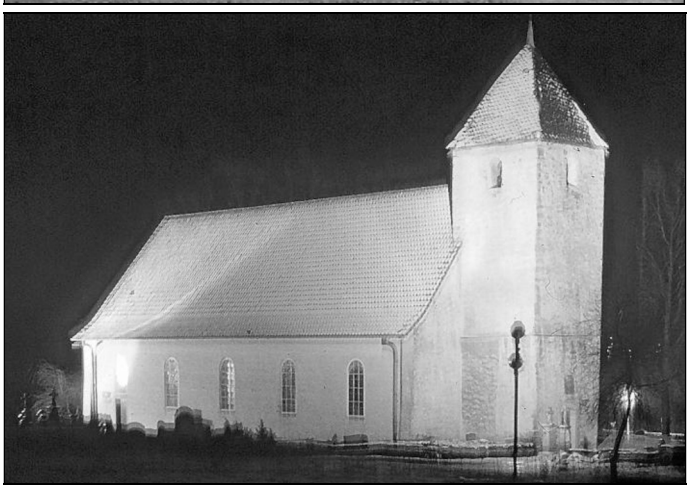


Abb. 86: um 1975 – katholische Behelfskirche St. Hedwig an der »Dornberger Heide«

Das fand sich in Gestalt einer gut erhaltenen Rot-Kreuz-Baracke in Lemgo. Sie wurde abgebaut und in Einzelteilen nach Exter transportiert. Bei dem Bau der Kirche halfen viele Männer, Frauen und auch Kinder. Ein Glockenturm aus Holz wurde an die ehemalige Baracke angebaut und beide erhielten ein vorgeschriebenes Ziegeldach. Die Notkirche wurde der heiligen Hedwig gewidmet. Am 16. September 1950 wurde durch den Weihbischof Baumann aus Paderborn die erste katholische Kirche in Exter St. Hedwig geweiht.«[77]

Das »normale« Leben in Exter in den ersten Nachkriegsjahren.

Die Anfangsjahre waren für die damals Erwachsenen Flüchtlinge und Vertriebenen schwierig. Wir Kinder taten uns da etwas leichter und machten uns weniger Sorgen. In den nun siebzig Jahren seit dem Kriegsende ist auch vieles verdrängt worden, was nicht so erfreulich war.

Viele Frauen, ob Einheimische oder Flüchtlinge und Vertriebene, waren nun allein für die Familie verantwortlich, denn ihre Männer waren entweder im Krieg gefallen, vermisst oder noch in Kriegsgefangenschaft. Die Ansässigen hatten es etwas einfacher, denn sie hatten ihr Zuhause, wenn sie nun auch Wohnraum abgeben mussten. Die Landwirte hatten zudem genügend Nahrungsmittel.In der ersten Zeit bestand das »normale« Leben der aus dem Osten stammenden Neubürger hauptsächlich aus der Wohnungssuche, der Nahrungsbeschaffung und der Sorge um das Brennmaterial, besonders vor den harten Wintern.

Wer eine Unterkunft hatte, stand oft noch ohne Möbel da. Die Einheimischen halfen aus, aber einiges musste eben selbst besorgt oder gezimmert werden. Es wurde alles verwendet was irgendwie nutzbar war.

Grundnahrungsmittel gab es auf Lebensmittelmarken. Das Angebot war sehr kärglich. Viele wurden notgedrungen zu Bettlern. Das war oft erniedrigend. Im Spätsommer und im Herbst sah man Menschenscharen über die abgeernteten Felder gehen um Getreideähren zu sammeln. Die Körner konnten in der Mühle gegen Mehl umgetauscht werden. Kartoffeln wurden aufgesucht und Zuckerrüben, aus denen man Rübenkraut machen konnte.

---

[77] Hans-Günter Ruprecht, St. Hedwig Kirche, 2003

Abb. 87: o. J. – Kartoffeln aufsuchen in der Nachkriegszeit

Mit Kannen und Büchsen bewaffnet zogen die Menschen durch die Wälder und sammelten Beeren und Bucheckern, die gegen Öl eingetauscht wurden. Auch Pilze waren eine Bereicherung des Speiseplans.

Außer der zugeteilten Kohle war die Brennholzbeschaffung eine Notwendigkeit. Bevor der Handwagen voll Sprickernholz [78] war, vergingen oft Stunden. Einmal hatten sich etliche Männer aus Hagenmühle zusammen getan, um Brennholz zu organisieren. Ein Landwirt stellte ein Pferdefuhrwerk zur Verfügung und so zogen sie in der Dunkelheit, möglichst ohne aufzufallen, in den Wald. Wachposten wurden aufgestellt, während die anderen begannen Bäume zu fällen. Man durfte sich nicht erwischen lassen, denn das war verboten. Die zurecht gesägten Baumstämme wurden auf den Wagen geladen und zu dem Bauern auf die Deele gebracht. Hier wurden sie in der Nacht- und Nebelaktion in handliche Stücke zersägt und unter den Beteiligten aufgeteilt. In der Not werden eben Verbote manchmal umgangen.

Ein Problem war die Situation auf dem Arbeitsmarkt in ländlichen Gegenden. In der Landwirtschaft gab es Arbeit. Das bedeutete aber auch für viele ehemalige selbstständige Landwirte aus dem Osten, dass sie nun als Knechte oder Landarbeiter arbeiten mussten. Auch gut ausgebildete Facharbeiter aus dem Osten wurden nun zu Hilfsarbeitern.

---

[78] Plattdeutsch »sprickern« = schmächtig, ausgetrocknet, also »minderwertig«

Die Wirtschaftsstruktur im Kreis Herford mit der Holzverarbeitung, Textilindustrie, Süßwaren, sowie eisenverarbeitender Industrie, wirkte sich auf die Beschäftigungslage günstig aus. Nach und nach fanden hier auch die Menschen aus dem Osten eine Arbeitsstelle. [79]

Bis Oktober 1950 entstanden etliche »Flüchtlingsbetriebe.«. Im Kreis Herford waren bis zu diesem Zeitpunkt 32 Industrie-, 108 Handwerks-, 19 Großhandels- und 55 Einzelhandelsbetriebe aufgebaut worden. Die Personen, die einen »Flüchtlingsschein A« hatten und früher Unternehmer der gewerblichen Wirtschaft waren oder freien Berufen angehörten, konnten Flüchtlingskredite des Sozialministeriums beantragen.

Dadurch war auch ein positiver Einfluss der Flüchtlinge und Vertriebenen auf die hiesige Wirtschaftsstruktur zu erkennen. Die Flüchtlingskredite des Wirtschaftsministeriums richteten sich auch an Betriebe, die mit dem Geld 60 % Dauerarbeitsplätze für Vertriebene einrichteten. [80]

Der aus Schlesien stammende Fabrikant Scholz gründete nach dem Zweiten Weltkrieg die Schokoladenfabrik »Hochwald« in Herford. Dort konnte er sich nicht ausweiten und verlegte ab 1959 die Produktion Schritt für Schritt nach Exter an den Solterberg. 1964 war die Ansiedlung abgeschlossen. Aber 1973 wurde die Fabrik schon wieder geschlossen. Das süße Leben in Exter war vorbei.

Im Jahr 1948 war die Währungsreform gekommen. Die DM (Deutsche Mark) wurde eingeführt. Nun waren die Schaufenster plötzlich voller Waren. Wenn wir mal nach Herford kamen, das war aber selten, drückten wir uns die Nasen an den Schaufensterscheiben platt. Es war alles da, nur nicht das notwendige Geld. Unsere Wünsche hielten sich damals aber in Grenzen.

Anfangs gab es einige kleine Sprachprobleme. Die Hiesigen, so wurde mir bei meinen Recherchen zu diesem Buch erzählt, verstanden oft die Neuankömmlinge nicht so gut und die Menschen aus dem Osten hatten Schwierigkeiten mit dem hiesigen Platt.

---

[79] Hans F. W. Gringmuth, Die Eingliederung der Vertriebenen in den Kreis Herford 1945 - 1952, Herford 1995

[80] wie vor

Abb.: 88: 1950er-Jahre – Jugendmannschaft des FC Exter

Bei einem »Plattdeutschen Gesprächskreis« der Geschichtswerkstatt Exter wurde diese kleine Geschichte erzählt: »Ein junger Mann, der aus Ostpreußen zu uns gekommen war, hatte eine Ausbildung bei der Baufirma Möller in der Dornberger Heide begonnen. Um überhaupt den Anweisungen folgen zu können, musste er zunächst Plattdeutsch lernen. Die Maurer sprachen nur Platt und lehnten es ab, für einen Lehrling Hochdeutsch zu sprechen.« Meine Schwester und ich haben nie gelernt die schlesische Mundart richtig zu sprechen. Unsere Mutter kam aus der Stadt und achtete sehr darauf, dass wir Kinder Hochdeutsch sprachen. Eigentlich ist es schade, dass die Mundarten immer mehr verlorengehen.

Zur Zerstreuung gab es auch wieder Sportveranstaltungen. Wenn der FC Exter spielte standen wir auf Pechers Wiese und schauten ohne Eintritt dem Spiel zu. Die »Sportgemeinschaft Einigkeit Exter« hatte damals noch eine Frauen-Feldhandball-Mannschaft, in der auch meine Tante spielte. Einmal hatte sie wohl keinen Sportdress und so spielte sie im normalen Kleid.

Abb. 89: 1956 - Reit- und Fahrturnier in Exter auf dem Gelände des heutigen Sportplatzes. Im Hintergrund ab Bildmitte nach rechts die Häuser Budde, Kuhlmann und Dröge, davor die Behelfsheime (Baracken)

Manchmal pflügte der Reiterverein den Sportplatz mit seinen Fahr- und Springturnieren um, sodass die Fußballer Probleme bekamen, einen genauen Pass zu spielen. Die Sportvereine waren sehr offen für die Neubürger in Exter. Viele gingen in die Sportvereine und verstärkten die Mitgliederzahlen. Mein Vater zum Beispiel war als Kassierer im Vorstand des Fußballclubs Exter und ich spielte in dem Verein Fußball von der Schülermannschaft bis zur »Ersten«.

Bund der Vertriebenen

1949 wurde in Exter die »Interessengemeinschaft der Ostvertriebenen« gegründet und später in »Bund der Vertriebenen« umbenannt. In dieser Gemeinschaft kamen Menschen aus den Ostgebieten zusammen, um die Ostdeutsche Kultur zu pflegen, die Erinnerungen an die alte Heimat nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, aber auch um gemeinsame Ausflüge zu planen und Feste zu feiern.

Das Faschingsfest der Vertriebenen, das mir besonders gut in Erinnerung ist, wurde auch von den Einheimischen gut angenommen. In Exter feierte man kein Karneval oder Fasching.

Der Saal in der Gastwirtschaft Ellermann war immer bis auf den letzten Platz belegt. Es war eine tolle Stimmung und die Unentwegten verließen erst im Morgengrauen die Gastwirtschaft. Später ließ das Interesse allgemein nach, weil die Menschen mobiler wurden und der Saal bei Ellermann nicht mehr zur Verfügung stand.

Interessengemeinschaft
der Ostvertriebenen
Ort: Exter
Kreis Herford

Mitgliedskarte
Name Märgner Max
Wohnung Exter 140
Wohnort vor Flucht Langenbielau
Geburtsdatum 24.11.01
Heimatprovinz Schlesien
Exter, den 18.9.1949
Der Vorstand.
Stempel

Abb. 90: Mitgliedskarte

In der Gastwirtschaft »Alte Schmiede« ging das Vergnügen als Kappenfest weiter, doch die Mitgliederzahlen schrumpften auf natürliche Weise, die Vereinigung beschränkte sich auf kleinere Zusammenkünfte untereinander und auf Ausflüge. Der letzte langjährige Vorsitzende des »Bundes der Vertriebenen« in Exter, Rudolf Grella, musste im Jahr 2009 feststellen , dass es keinen Sinn mehr machte, den Bund in Exter weiter zu führen. Jüngere Mitglieder kamen nicht in den Verein und für den Vorsitz war kein Nachfolger in Sicht. Er musste schweren Herzens den »Bund der Vertriebenen« zum 31. Dezember 2009 auflösen und damit eine langjährige Tradition beenden.

Es geht weiter.

Mit den Jahren vermischte sich langsam die Bevölkerung. Heirateten anfangs noch Ost und West nur untereinander, fragten die jungen Leute später nicht mehr nach der Herkunft der Partnerin oder des Partners. So floss bald frisches Blut durch die Adern beider Seiten, sogar glaubensgemischt. Ein Zeichen, dass sich die jüngere Generation aus dem Osten mit ihrem Ort identifizierte und die Grenzen zwischen Ost und West aufhoben. Unsere Kinder, wenn sie auf auswärtige Schulen gingen, betonten immer wieder, wenn sie auf Vlotho angesprochen wurden: »Wir kommen aus Exter«.

Einheimische, Flüchtlinge und Vertriebene bauten das am Boden liegende Land gemeinsam wieder auf. Wie heißt es doch im Text der Gruppe »Geier Sturzflug«: »Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt ...!« Weil die Männer fehlten, spuckten die »Trümmerfrauen« in die Hände und leisteten nach dem Krieg Schwerstarbeit.

1948 sperrte die Sowjetunion als Antwort auf die Währungsreform in Westdeutschland die Zufahrtswege von und nach Berlin. Die »Rosinenbomber« der Amerikaner und Briten versorgten die Menschen dieser Stadt aus der Luft. Ein Jahr später wurde die Bundesrepublik Deutschland ausgerufen. Wir waren wieder da, wenn auch geteilt. Langsam begann das Wirtschaftswunder.

1961 baute die Deutsche Demokratische Republik die »Berliner Mauer«, die wie die so genannte »Innerdeutsche Grenze« symbolisch für die propagierte Abschottung der DDR gegen den Westen stand. Durch den Mut und Widerstand der damaligen DDR-Bürger wurde sie am 9. November 1989 zu Fall gebracht. Bis dahin gab es durch den Kalten Krieg immer wieder Gefahren, die einen Krieg auslösen konnten. 1990 war Deutschland wiedervereint.

Reisen in die alte Heimat

»Was ist Heimat?« ist Teil einer Überschrift zu einem Zeitzeugenbericht in diesem Buch. Diese Frage wurde schon oft diskutiert und viele verstehen etwas anderes darunter. Heimat kann der Geburtsort sein, die Familie, Haus, Hof und Garten, die Tiere, Kultur, Bilder, ein Geschmack, Gerüche und vieles mehr.

Die älteren Flüchtlinge und Vertrieben haben Jahrzehnte in ihrer Heimat gelebt. Sie sind dort geboren, waren Kinder, haben gearbeitet, sich verliebt und geheiratet, Kinder gezeugt und so fing der Generationenkreislauf wieder von vorne an.

Auch wenn die Menschen im Osten geblieben wären, hätten sie Veränderungen erlebt, aber in ihrer angestammten Umgebung. Die Vertreibung war ein scharfer Einschnitt in ihr Leben und unumkehrbar, wie sich später herausstellte. Aber war früher alles besser? Wenn wir zurück blicken, betrachten wir oft eine heile Welt, weil wir die negativen Erfahrungen oft ausblenden.

Als nach Kaltem Krieg und Wiedervereinigung 1990 auch die Grenzen in Europa fielen, war ein Reisen in die ehemaligen deutschen Ostgebiete wieder problemlos möglich. Viele Ehemalige aus dem Osten zog es zu einem Besuch in die alte Heimat. Was würden sie dort vorfinden und erleben?

Carl Zuckmayer schreibt in seinem Buch »Als wär`s ein Stück von mir« über seine Rückkehr aus dem amerikanischen Exil: »Wer sie antritt (Reise ins Exil) und von der Heimat träumt, ist verloren. Er mag wiederkehren, aber der Ort, den er dann findet, ist nicht mehr der gleiche, den er verlassen hat, und er selbst ist nicht mehr der gleiche, der fortgegangen ist. Er mag wiederkehren, zu Menschen, die er entbehren musste, zu Stätten, die er liebte und nicht vergaß, in den Bereich der Sprache, die seine eigne ist. Aber er kehrt niemals heim«.

Zeitzeugen unterwegs

Otto Steiner 1994 (Bitzingen)

Schon Monate vorher hatten wir die Reise in unseren Heimatort in Ostpreußen geplant. Am 5. Juli 1994 war es dann soweit. Der Bus brachte uns ziemlich schnell zur polnischen Grenze. Unsere Pässe wurden abgestempelt, jeder zahlte 7 € Durchreisegebühr und dann ging es über Stettin und Bromberg Richtung Thorn.

Abb. 91: 1994 – Ehepaar Steiner an der Ostsee

An den Straßen sahen wir viele Stände mit Gartenzwergen und Kinder, die Kirschen verkauften. Nach 900 Kilometern Fahrt waren wir schließlich in einem Hotel in Thorn. Am anderen Morgen, nach einem guten Frühstück, fuhren wir weiter über Allenstein nach Preußisch Eylau zum Grenzübergang Polen–Russland. Die ganze Fahrt durch Polen, ehemals deutsche Gebiete, versetzte uns in Erstaunen. Alles blühende Felder, schöne Dörfer, Städte und saubere Seen.

Die Grenze der Völkerfreundschaft wurde zum Erlebnis. Die Polen brauchten eine Stunde, um uns einen Stempel aufzudrücken. Die Russen brauchten zwei Stunden um uns, wie in DDR-Zeiten, durchzuschleusen. Keiner grüßte hier, alles Schikane. Endlich ging es weiter in unser geliebtes Ostpreußen und was wir sahen war eine Enttäuschung. Wüste, kein Getreide, keine saftigen Wiesen, keine Dörfer. Nun kamen wir nach Königsberg. Am Hafen ist der Umsteigebahnhof.

Nach gut einer Stunde fuhren wir in Richtung Memel über die schöne Kurische Nehrung. Vor Nida (früher Nidden) wieder Grenzkontrollen, aber die Litauer an der Grenze waren sehr freundlich. Kurz vor Memel wurden wir mit einer Fähre übergesetzt. In Memel bezogen wir ein Hotel und gingen mit der Reiseleiterin Regina in ein benachbartes Lokal zum Abendessen. Hier gab es sogar Holsten-Bier.

Nach dem Frühstück starteten wir mit drei Taxen nach Nidden. Die Fahrzeuge waren nicht sehr vertrauensvoll. Alte russische Autos ohne Handbremse, Türen zum Teil zugeschweißt, ein Wunder, dass sie überhaupt noch liefen. In Nidden verbrachten wir einen schönen Tag. Zurück in Memel machten wir am nächsten Tag eine Stadtrundfahrt.

In Memel standen viele Häuser leer, weil die Anschlüsse fehlten. Wir besichtigten auch das Denkmal »Ännchen von Tharau«. Am 9. Juli fuhren wir in den schönen Badeort Polangen. Hier besuchten wir das Bernsteinmuseum und eine Schleiferei. Dann waren die Tage in Litauen vorbei. Fazit: In Litauen geht es langsam aufwärts.

Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Bus nach Tilsit. Nun standen wir wieder an der russischen Grenze. Diesmal war alles ganz anders. Lachende, freundliche Russen ließen uns nach zwanzig Minuten weiterfahren.

Jetzt kamen wir in unser Heimatgebiet Richtung Mallwen. Im Bus herrschte Schweigen als wir dann durch den Ort fuhren. Außer vielen Störchen war von der Heimat nichts mehr zu sehen. Mir war die Kehle zugeschnürt, als wir in Gumbinnen ankamen.

Am selben Nachmittag machten wir eine Rundfahrt durch diese ruinierte Stadt. Hier hatte ich mal gearbeitet. Die Straßen teilweise nicht mehr be-

fahrbar, alle Kirchen zerstört. Religionsausübung war bis vor zwei Jahren verboten. In einem Wohnhaus war eine evangelische Kirche eingerichtet. Am Abend gab es Folklore mit schönem Gesang, Tanz und deutschem Bier.

Am nächsten Tag morgens kamen unsere bestellten Taxis. Diesmal gute deutsche Autos und gute Fahrer. Wir fuhren Richtung Schloßberg, zu unserem Heimatdorf und kamen bis Königstein. Hier war die Welt zu Ende. Aber Hugo, unser Mitreisender, gab nicht auf. Über Misthaufen und unpassierbare Wege suchten wir einen Ausweg. Dann fuhren wir über Felder und kaputte Chausseen, die man nur an den noch stehenden Bäumen erkannte, bis vor unser Dorf. Jetzt standen wir an der Brücke am Kanal und schauten auf unser Dorf. Keine Straße, kein Weg, kein einziges Gebäude war zu sehen. Wir gingen zum Friedhof. Alle Gräber waren offen, Knochen lagen herum, alle Grabsteine zerschlagen. Traurig gingen wir an einem noch zu erkennenden bekannten Garten entlang und suchten unseren Hof.

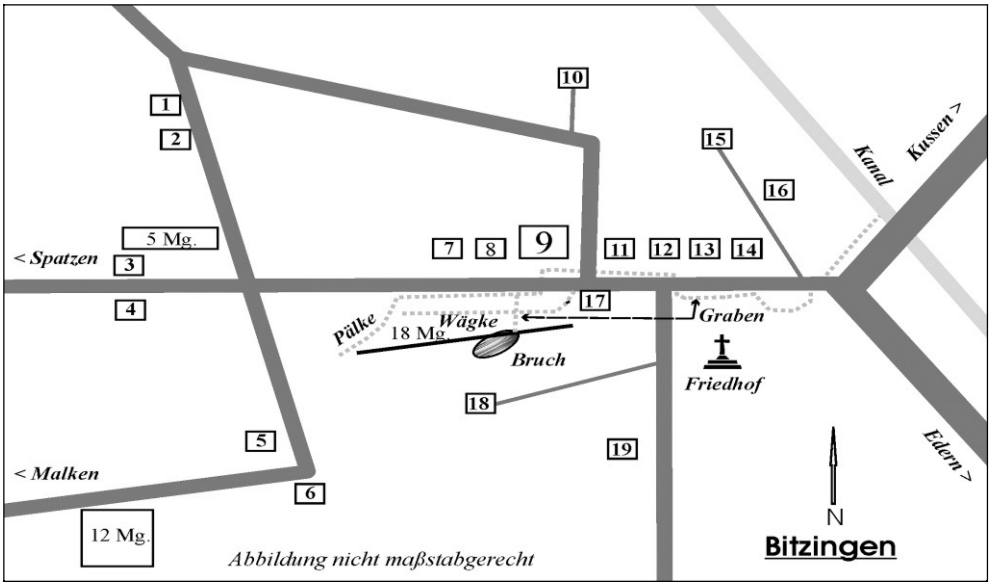
Es war schwer die richtige Stelle zu finden. Hier unser alter Birnbaum und da unser Brunnen. Wo Gebäude standen alles nur Gestrüpp. Am Brunnen eines anderen Nachbarn machten wir Brotzeit. Wir gingen weiter, aber überall das gleiche Bild. Auch die anderen fanden ihre Höfe nicht mehr. Wir wanderten bedrückt zurück zu unseren Taxis und fuhren wieder nach Gumbinnen.

Am nächsten Tag erkundeten wir das südliche Ostpreußen. Wir wanderten durch die »Rominter Heide« und besuchten das ehemalige Trakehnergestüt. Hier wohnen jetzt sechzig deutsche Aussiedler. Aber auch das schöne Trakehnen ist ruiniert. Am Nachmittag waren wir dann wieder zurück in Gumbinnen.

Am nächsten Morgen traten wir mit vielen Erinnerungen die Rückreise an. Auf der Fahrt herrschte große Stille und langsam näherte sich der Bus wieder Preußisch Eylau an der Grenze. Diesmal erlebten wir freundlich grüßende Russen. Die Reiseleitung »beschenkte« die Grenzer, dann ging es schneller. Am Abend waren wir in Thorn. Der 14. Juli war unser letzter Reisetag. An der Grenze bei Stettin fuhren wir durch, ohne anzuhalten. Am Abend waren wir wieder in Bielefeld. Die Wunden heilen, aber die Narben bleiben.

Abb. 92 (oben)**:** 1994 – Bitzingen – Auf dem Weg zum Friedhof

Abb. 93: (unten)**:**1994 – Bitzingen – Brotzeit am ehemaligen Brunnen



1 Mäser	5 O. Mertineit	**9 Steiner**	13 Turunk	17 Ribbat
2 Palenschat	6 Noruschat	10 Schlosser	14 Schwandt	18 Jamm
3 Dahkschat	7 Metschulat	11 Sewald	15 Naujokat	19 Wallat
4 E.Mertineit	8 Tesch	12 Grawitter	16 Schwandt	

Abb. 94: Bitzingen im Jahr 1944 (nach einer Skizze von Otto und Hugo Steiner)

Abb. 95: 1994 – Wo sind die Höfe? Auf der Suche nach dem früheren Zuhause

Abb. 96: 1997 – Geburtshaus der Autoren, rechts daneben der Bach Biele (vorne: Brücke)

Ilse Schulte 1997 (Langenbielau)

Zweimal bin ich in meinem Geburtsort Langenbielau gewesen. 1997 habe ich meine Freundin aus damaliger Zeit in Zittau besucht, die ich 51 Jahre nicht mehr gesehen hatte. Da die Stadt an der polnischen Grenze liegt, ist es nicht weit bis Langenbielau.

Wir kamen in Niederbielau an und fuhren durch den etwa acht Kilometer langen Ort. Unsere erste Station war der Herrleinberg. Mit unserer Mutter oder Oma sind wir früher hier oft spazieren gegangen. Der Sage nach leben im Herrleinberg Wichtel, die wir aber nie gesehen haben. Meine Freundin und ich versuchten auf den 455 m hohen Berg zu kommen, aber alles war zugewachsen. Der vorhandene Aussichtturm war gesperrt weil einige Stufen fehlten. Die Baude, in der wir manchmal rasteten, gab es nicht mehr.

Wir fuhren weiter und kamen an unserer ehemaligen Schule vorbei. Das Gebäude machte einen guten Eindruck und der Schulhof sah gepflegt aus. Gleich danach kamen wir an die Waldenburger Brücke. Da gabelten sich die Straßen, links war die große Seite, sie war breiter und gepflastert, rechts war die ungepflasterte Seite. Sie hieß Neubielauer Grund. Zwischen beiden Straßen floss früher die Biele.

Abb. 97: 1997 – Hier verlief die Trasse der Eulenbahn

Wir fuhren weiter und standen bald vor dem Haus Neubielauer Grund Nr. 15. Hier wurden mein Bruder und ich geboren. Was hatte ich erwartet? Dass alles genau so aussah wie früher? Wo war der schöne Garten mit den Blumen und Obstbäumen? Wo war die Biele, in deren Wasser wir Kinder im Sommer so herrlich herum waten konnten? Wo waren die Schienen der Eulenbahn? Fassungslos standen wir vor dem Haus. Eine schöne Kindheitserinnerung war geplatzt. Das Haus, in dem wir wohnten, stand grau und unansehnlich in der Gegend. Kein Eingangstor, kein Garten, kein Zaun, nur festgetrampelte Erde.

Das kleine Haus seitlich, in dem eine alleinstehende Frau wohnte, stand ohne Fenster als halbverfallene Ruine da. In der Biele floss kaum noch Wasser, sie wurde zur Müllkippe. Wie wir später erfuhren, wurden unterhalb der Kirschallee ein See und ein Freibad angelegt. Das Wasser der Biele wurde in den See umgeleitet. Auch der Betrieb der Eulenbahn wurde eingestellt und die Schienen abgebaut. Etwas weiter auf der rechten Seite steht das Zweifamilienhaus, in dem Eva, meine Freundin, geboren wurde. Es wurde wieder hergerichtet und sieht sehr gepflegt aus. Wir fuhren weiter bis ans Stadtende. Direkt am Waldrand stand das »Goldene Sieb«, ein beliebtes Ausflugslokal.

Abb. 98: 1999 – Verfall der Dierig-Werke

In der Nähe war eine kleine Sprungschanze, im Winter wurden auf ihr Skispringen ausgetragen. Im »Goldenen Sieb« fanden die Siegerehrungen statt. Beide Einrichtungen existieren nicht mehr. Leider verging die Zeit viel zu schnell und wir mussten die Rückfahrt antreten.

Zwei Jahre später fuhr ich mit einer Reisegesellschaft noch einmal nach Langenbielau. Von hier aus ging es mit der Bahn nach Chemnitz und dann weiter mit dem Reisebus. Im Hotel Podwielka Sowa machten wir Station. Beim ersten Spaziergang gelangten wir hinter dem Hotel auf einen Friedhof. Wie es sich herausstellte waren es deutsche Grabsteine.

Abb. 99: 1999 – Katholische Kirche im heutigen Bielawa (zuvor Evangelische Kirche Langenbielau), in der der Autor und seine Schwester getauft wurden.

Am nächsten Morgen war eine Besichtigung der Dierig–Werke geplant, eine der größten Webereien. Von dem riesigen Unternehmen existierte nur noch eine Halle; in den Himmel ragte ein einsamer Schornstein. Unser Vater war Schornsteinmaurer und hat wahrscheinlich an den damaligen Schornsteinen mitgemauert. Es gab einen Raum mit Webstühlen. Es wurde uns gezeigt wie die verschiedenen Stoffe mit unterschiedlichen Farben und Mustern gewebt wurden. In einem anderen Raum war eine Näherei, in der noch Bettwäsche hergestellt wurde. Wie ich später gehört habe, wurde auch diese Halle abgerissen.

Der Nachmittag war der evangelischen Kirche gewidmet, in der mein Bruder und ich getauft worden sind. Jetzt ist es eine katholische Kirche. Beim Abstecher über den Marktplatz konnten wir feststellen, dass die Häuser gut erhalten waren. Es gibt viele kleine Läden.

Meine Freundin Eva kam mich in Langenbielau besuchen und wir gingen weiter auf Entdeckungsreise. Der langgezogene Ort breitet sich nun seitwärts aus. Hier sind viele Ein-und Zweifamilienhäuser entstanden. Viele alte Gebäude an der Hauptstraße, meistens Mehrfamilienhäuser, sind baufällig.

Am dritten Tag war wieder ein Busausflug. Über Peterswaldau, Besichtigung der Kirche, fuhren wir nach Reichenbach, in unsere ehemalige Kreisstadt und gingen über den Marktplatz. Dann fuhren wir zu dem ehemaligen Rittergut der Familie von Moltke. Das Gut wurde zu einer Jugendbegegnungsstätte ausgebaut. Das Geld hierfür kam von der Bundesrepublik Deutschland.

Nun ging es am nächsten Tag ins Gebirge. Wir kehrten in ein Lokal ein, das von einem Ehepaar, sie Polin, er Deutscher, geführt wird. Es gab sehr leckeren Kuchen. Am nächsten Tag traten wir die Rückreise an. Fazit: Langenbielau, das heute Bielawa heißt, ist im Umbruch. Die alten Häuser werden nach und nach verschwinden und der Ort wird ein neues Gesicht bekommen.

Was in Polen geschah

In Absprache mit Hitler hatte sich Stalin den Ostteil Polens einverleibt und er machte auch keine Anstalten ihn nach dem Krieg wieder herzugeben. Dafür schob er kurzerhand die Westgrenze weiter nach Westen bis zur Oder-Neiße-Linie.

Nun startete 1946 die große Vertreibung der deutschen Bevölkerung. Aber auch etwa 1,5 Millionen Polen mussten ihre Heimat im Osten verlassen. Sie wurden nun zum großen Teil in den ehemaligen Deutschen Gebieten angesiedelt. Die Polen sahen ihre neuen Aufenthaltsorte als vorübergehend an. Sie konnten bis zu zwei Tonnen Gepäck pro Familie mitnehmen und ihnen wurde das Recht zugesichert, den Ort der Ansiedlung selbst zu bestimmen. Sie sollten auch eine Entschädigung für ihr zurückgelassenes Hab und Gut bekommen.

Viele Polen glaubten, dass die willkürlich gezogenen Grenzen nicht von Dauer sein würden und hatten die Hoffnung, wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können. Verschleppungen in die UdSSR, Terror, Verhaftungen oder Diskriminierungen ließen die Polen die Koffer packen. Die Um-

siedlung war ein Chaos. Die Fahrt nach Westen dauerte oft viele Wochen und besonders im Winter, in offenen Eisenbahnwagen waren viele Tote zu beklagen. Auch in den Lagern, aus denen sie auf die Gebiete verteilt wurden, herrschten schlimme Zustände. Zudem stießen die Neuansiedler oft auf Ablehnung bei der schon »ansässigen« Bevölkerung. Ein polnischer Soldat schrieb 1944 »Frauchen! … die Leute hier sind sehr seltsam, geizig, sie halten uns Wolhynier nicht für Polen« [81]

Die Umsiedler wurden zur Konkurrenz, denn die »Einheimischen« hatten auf eine Übernahme der vorhandenen deutschen Bauernhöfe gehofft. Wegen der Mangelwirtschaft im Sozialismus und durch die langanhaltende Unsicherheit, ob sie an dem Ort bleiben konnten, wurde kaum etwas in die vorhandenen Häuser investiert. [82]

Meine Schwester Ilse berichtet von ihrer Reise 1999 nach Langenbielau, dass viele alte Gebäude dem Verfall preisgegeben sind, so auch das Haus in dem wir lebten. Andererseits entstanden in der Stadt Neubausiedlungen mit sehr schönen Einfamilienhäusern.

Eine Reisegruppe berichtet in der Zeitschrift »Hohe Eule« von ihrem Gespräch mit der Bürgermeisterin von Pieszyce/Peterswaldau, »dass sich die »neuen« Bewohner ... 70 Jahre nach Ende des Krieges immer noch nicht mit ihrem neuen Zuhause identifizieren würden und es schwierig sei, sie zu motivieren, für dieses Zuhause Verantwortung zu übernehmen. und das Vorgefundene zu erhalten und zu erneuern. Das wird andernorts ähnlich sein.« [83] Die Gruppe stellte aber auch bei der Besichtigung einige neue Projekte fest.

Leben der Deutschen in Polen

Nun lebte eine deutsche Minderheit in Polen. Der Krieg war zwar vorbei, aber die Eindrücke der Kriegshandlungen und deren Folgen waren noch frisch in der Erinnerung. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Deutschen in der polnischen Bevölkerung nicht gern gesehen waren. Wie viele

---

[81] www.transodra-online.net/de/node/1408

[82] wie vor

[83] Schlesien – Heute, Ausgabe Juli 2015: »70 Jahre danach in Hohe Eule«; Senfkorn, Görlitz

Deutsche damals noch in Polen blieben ist nicht genau bekannt. Die Zahlen schwanken von 700.000 bis zu einer Million. Unter der kommunistischen Herrschaft gab es offiziell keine deutsche Minderheit. [84] 1989 sollen nach offiziellen Angaben noch 150.000 Deutsche innerhalb der polnischen Grenzen wohnen.

Die polnische Regierung war nach dem Krieg bestrebt, alles Deutsche zu entfernen. Orts- und Straßennamen wurden geändert, die deutsche Sprache durfte mit einigen Ausnahmen nicht gesprochen werden. Die polnische Wirtschaft brauchte allerdings Fachleute, besonders in den Gebieten mit Berg- und Schiffsbau. Hier waren deutschsprachige Schulen und Gottesdienste zugelassen. [85]

»In Langenbielau, nach dem Einmarsch der Russen am 10. Mai 1945 erinnert sich Johannes Leuchtenberg, empfahl die russische Kommandantur, dass die Christian Dierig AG ihre Arbeit wieder aufnahm. Im Juni 1945 waren im Betrieb 1945 Arbeiter beschäftigt, davon 1913 Deutsche. Sie hatten eine Selbstverwaltung, die über die Verteilung von Wohnungen, Schrebergärten oder über Deputate entschieden. Selbst die Polen mussten sich an diese Selbstverwaltung wenden.

Viele Deutsche mussten auch in den Betrieben bleiben, weil sie die Technik kannten, die den Russen und Polen noch fremd war. Auch der damals eingesetzte Bürgermeister Franziszek Wolski von jetzt Bielawa erinnerte sich, dass er in seiner Verwaltung nur eine polnische Angestellte hatte, der Rest waren Deutsche.

Aus Zentralpolen kamen nun immer mehr neue Leute in unsere Stadt. Fast jedes Haus war mit Polen belegt. Deutsche mussten ihre Wohnungen verlassen. Eine Ausgangssperre war bis zehn Uhr abends angeordnet. Aber man ging selten aus dem Haus, denn es passierten schreckliche Dinge. Die Versorgung mit dem Nötigsten erfolgte auf krummen Wegen.

Dann begann die Vertreibung. Viele Deutsche mussten nun ihren Heimatort verlassen. Sie wurden in Güterzügen über die Oder-Neiße-Linie ver-

---

[84] Hans-Dieter Rutsch, Die letzten Deutschen, Rowohlt, Berlin, 2012

[85] www.dfk-danzig.de

frachtet, wo sie von den britischen Streitkräften empfangen und weitergeleitet wurden«. [86]

Zwei Zeitzeugenberichte

Zeitzeugenbericht 1 [87]

Eine Frau, die seit 2008 hier in Vlotho lebt, erzählte ihre Geschichte. Ihre Großeltern, sie waren Deutsche, lebten in Loben in Schlesien. Der Großvater war Soldat und ist im Krieg gefallen. Die Großmutter blieb mit ihren sechs Kindern im Ort.

Als die Russen und Polen kamen, hatte sie Angst und verbrannte alle deutschen Dokumente und Unterlagen. Da sie sich auch in der polnischen Sprache ausdrücken konnte, durfte sie in ihrem Haus bleiben. Die Kinder gingen dann in eine polnische Schule und in der Öffentlichkeit wurde nur polnisch gesprochen. Nur Zuhause konnten sie sich noch in Deutsch unterhalten.

Die Eltern der Zeitzeugin haben dann mit ihren Kindern später in Gutentag in Schlesien gewohnt, wo die Kinder ebenfalls eine polnische Schule besuchten.

Ab 1989 besuchte sie mit ihrer Familie regelmäßig ihre Cousine in Hannover oder ihren Cousin hier in Herford. Bei ihren Besuchen wurden sie oft gefragt, ob sie nicht hierbleiben möchten. Zuerst zog es sie aber immer wieder zurück nach Polen. Aber der Gedanke war geboren nach Deutschland zu ziehen. Sie suchten nun bei Behörden nach ihren deutschen Wurzeln und Dokumenten. Zuerst fragten sie beim Roten Kreuz. Hier konnten sie aber nichts erreichen.

Schließlich bekamen sie 2004 deutsche Dokumente von den deutschen und polnischen Konsulaten in Köln. Als sie am 15. August 2004 wieder in Herford zu Besuch waren, blieben sie einfach hier. Die Familie erhielt eine leere Wohnung in der Stadt und sie mussten nun sehen wie sie zu Möbeln kamen. Seit 2008 leben sie in Vlotho.

---

[86] Krzysztof Pludro, Aus: »Kronikaq Bielawy«, Warschau 1994

[87] Nach O-Ton vom Verfasser des Buches aufgezeichnet. Nicht alle der Zeitzeugen, die hier zitiert werden, wollten namentlich genannt werden. Selbstverständlich respektieren wir diese Wünsche.

Zeitzeugenbericht 2 [88]

Unter dem Druck der Regierung änderten auch viele Deutsche ihre Namen um nicht immer als Deutsche aufzufallen. Mit der Zeit ging ihnen die deutsche Sprache verloren.

Eine Zeitzeugin aus Wroclaw (Breslau) berichtet: »Wir waren nicht beliebt, aber wir waren da und mehr als nur still geduldet. Es war hier nicht so wie in Oberschlesien, wo die deutsche Sprache verboten war. Nach 1945 wurde in der Stadt weiter in deutscher Sprache gepredigt und sogar unterrichtet.

Oft besuchen ›Heimwehtouristen‹ aus Deutschland unseren Gottesdienst der deutschen Minderheit in der kleinen Christopheri-Kirche, bestaunen die Reste ihrer kindlichen Lebenswelt und trauern dem nach, was sie einst als Glück hier zurück lassen mussten.

Sie verblüfft oft die angereisten Deutschen mit einer unerwarteten Anregung: »Wenn ihnen Schlesien so wichtig ist, dann bleiben sie doch einfach hier. Nehmen sie sich eine Wohnung und gehen sie jeden Tag durch ihre Kindheit spazieren.«

Eine weitere dort lebende Frau stellt fest: »Wissen sie, die Deutschen glauben, dass es hier nach 1945 nur Gewalt gab. Wahrheit ist: Es gab Gewalt und es gab sie nicht. Den Polen, die mit uns als neue Nachbarn zusammen gelebt haben und uns nicht misshandelt haben, denen tut man mit diesen Wiederholungen immer wieder neues Unrecht an. So wie nicht jeder Soldat der Wehrmacht ein Verbrecher war, so war auch nicht jeder Pole brutal.« [89]

Nach der Wende besserten sich die nachbarschaftlichen Verhältnisse zwischen Deutschland und Polen. Im Nachbarschaftsvertrag von 1991 zwischen Deutschland und Polen erhielt die deutsche Minderheit volle Rechte als nationale Minderheit nach KSZE[90]–Standard und eine Vertretung im Parlament. [91]

---

[88] O-Ton, Nicht alle der Zeitzeugen, die hier zitiert werden, wollten namentlich genannt werden. Selbstverständlich respektieren wir diese Wünsche.

[89] Hans-Dieter Rutsch, »Die letzten Deutschen«, Rowohlt, Berlin 2012

[90] Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa

[91] https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Minderheit_in_Polen

»Theo, wir fahrn nach Lodz« sang 1974 die deutsch-griechische Sängerin Vicky Leandros. In dem Liedtext heißt es: »Komm, die Pferde warten schon … !« Immer mehr Deutsche haben die Pferde angespannt. In Wroaclaw haben sich Unternehmer, Rechtsanwälte und Spezialisten mit Kind und Kegel niedergelassen. Sie leben wie selbstverständlich mit den alten Breslauern und den Wroclawern zusammen. Lehrer aus Deutschland arbeiten an den bilingualen Schulen.

In der Stettiner Gegend arbeiten nach Schätzungen etwa 2500 deutsche Gastarbeiter wie Dachdecker, Maurer, Schreiner oder Installateure. Sie kommen vor allem aus den deutschen Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg mit der höchsten Arbeitslosenquote. Sie haben sich schon teilweise in Polen niedergelassen.

Was kaum jemandem bewusst ist, dass allein im Jahr 2014 9343 Deutsche nach Polen ausgewandert sind. Polen liegt damit an dritter Stelle in der Auswandergunst der Deutschen, nach USA und der Schweiz. [92] Nun muss man abwarten, welches Programm die 2015 neu gewählte rechtsgerichtete Regierung Polens hat.

Der lange Schatten des Krieges.

»Toter sucht Angehörigen«

Seit dem Kriegsende sind nun 70 Jahre vergangen und noch immer hat der unselige Krieg Nachrichten für uns bereit.

Gerade wurde in den Medien darüber berichtet, dass in Ostpreußen wieder ein vergessenes Massengrab mit ungefähr 150 menschlichen Überresten ausgegraben wurde. Wahrscheinlich waren es Soldaten, die von den Russen im Zweiten Weltkrieg dort eingekesselt worden sind. Sie sollen nun geborgen und identifiziert werden.

Auch der »Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.« berichtet immer wieder über die Bergung von Toten aus dem letzten Krieg, die dann auf Gedenkfriedhöfen beerdigt werden.

---

[92] www.voxeurop.eu/de/content/article/2777681-polen-die-deutschen-kommen-wieder

Abb. 100

Viele Angehörige bekommen dann endlich Gewissheit, wo ihre Vermissten nun ruhen und sie haben nun eine Anlaufstelle. Jahr für Jahr werden immer noch etwa 30.000 tote Soldaten und zivile Opfer geborgen. »Aktuell hat der Volksbund über fünf Millionen Kriegstote in seiner Datenbank registriert. In nur etwa 10 % der Fälle konnten Angehörige ermittelt werden. Es sind Zahlen über die man im Alltag gar nicht mehr nachdenkt.

Viele Betroffene haben die Hoffnung aufgegeben, noch etwas über den Verbleib ihres vermissten Angehörigen zu erfahren, dessen Spur sich während des Krieges verlor. Deshalb hat der Volksbund eine neue Aktion ins Leben gerufen »Toter sucht Angehörige«. Viele identifizierten Toten können keinem Angehörige mehr zugeordnet werden., weil sich auch die Lebensumstände verändert haben oder letztere nicht mehr leben. Der Volksbund möchte mit dieser Aktion noch viele Schicksale klären. [93]

---

[93] Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.

Aber wo sind die Toten, die bei den Flüchtlingstrecks oder den Transporten der Vertriebenen gestorben sind und nicht beerdigt werden konnten, sondern nur im Schnee abgelegt wurden, weil der Zug nicht wartete und unerbittlich weiterfuhr? Und wie gingen die Menschen später damit um?

Das Trauma bricht sich Bahn.

Text: Dagmar Märgner

Das Vergangene ist nicht tot.

»Das Vergangene ist nicht tot, es ist noch nicht einmal vergangen«, sagt der Schriftsteller William Faulkner. [94] Seit einem Menschenalter machen sich die Erlebnisse des Krieges bei vielen noch oder erst im Alter bemerkbar.

Der Zweite Weltkrieg hat mit seinen Grausamkeiten und unvorstellbarer Härte, eine ganze Generation traumatisiert zurück gelassen. Diese Auswirkungen gehen zum Teil bis auf die Enkelgeneration über.

Die Männer als Soldaten, die in den Kriegshandlungen viel Leid und Elend gesehen hatten oder sich laut Befehl auch daran beteiligen mussten. Die Frauen zu Hause, meist mit minderjährigen und schutzbedürftigen Kindern oder älteren Angehörigen, haben versucht, die restliche Familie zu schützen und sie durch die Kriegswirren, Flucht und Vertreibung zu bringen.

Wie wichtig die Biographiearbeit bei dieser Personengruppe für das Pflegepersonal ist, hat sich in meiner beruflichen Laufbahn als Pflegefachkraft gezeigt.

Ein zwanghaftes Verhalten (Hortungszwang):

So wurde von den ohnehin schon knappen und reduzierten Lebensmitteln etwas für den Ernstfall oder heimkehrende Partner (Väter) zurückgelegt. Frauen mussten oft mit ihren Kindern zu den Bauern betteln gehen und bekamen nicht immer etwas. Also mussten die knappen Nahrungsmittel gut eingeteilt werden. Für die Frauen war das von Haus zu Haus gehen nicht selten beschämend und entwürdigend.

Dieser Zwang zeigt sich noch heute oft bei den älteren Leuten, wenn sie Nahrungsmittel in den unterschiedlichsten Behältern verstecken.

---

[94] PSYCHOLOGIE HEUTE, Beltz, Weinheim, März 2007

Aber am schlimmsten wurde es für die Frauen und heranwachsenden Mädchen, als die Soldaten der Siegermächte die Dörfer und Städte besetzten. Die Gewalt wurde von allen Nationalitäten mit gleicher Brutalität ausgeführt. Viele Frauen und Mädchen wurden vergewaltigt oder zwangsprostituiert. Die Gesamtzahl der Vergewaltigungen wird auf fast zwei Millionen geschätzt.

Dabei wurde auf Kinder oder andere Zeugen keine Rücksicht genommen, sie mussten zum Teil mit ansehen, was da geschah. Daraus ist ein Zeugentrauma entstanden, über das nach dem Krieg nur selten oder gar nicht gesprochen wurde. Diese Kriegsgeneration, die jetzt zum Teil 70 bis 90 Jahre alt ist, lebt oft in Altenheimen oder wird von ambulanten Pflegediensten zu Hause versorgt. Auch Angehörige, wie Töchter oder Söhne, übernehmen die Versorgung von Eltern, ohne deren Vorgeschichte zu ahnen. In diesem Fall sind familiäre Auseinandersetzungen und Spannungen vorprogrammiert.

Die Journalistin Katja Thimm beschreibt in ihrem Buch »Vatertage« was in vielen Familien in Deutschland auf der Tagesordnung steht.

Eine psychologische Aufarbeitung ist meist nicht erfolgt, im Gegenteil, es wurde totgeschwiegen und somit ins Unterbewusstsein verdrängt. Wer sich in psychologische Behandlung begab, wurde von der Gesellschaft als verrückt und lebensunfähig abgestempelt (Irrenhaus, Nervenheilanstalt). Hierzu kommt, dass im Alter die Gefahr der Re-Traumatisierung steigt, sobald ein ähnliches Ereignis an diese Zeit erinnert. Das kann ein Bild, eine Aussage oder eine Berührung bei z.B. der Intimpflege von einem männlichen Pfleger an einer Betroffenen sein. Dabei können diese Ängste wieder in den Vordergrund treten. Diese Personen fühlen sich dann ausgeliefert und hilflos.

Bei einem Vortragsabend zu dem Thema Krieg und Traumatisierung, erzählte eine betagte Dame ihr Erlebnis aus den Kriegsjahren und was die aufheulenden Sirenen in ihrem Unterbewusstsein für Ängste ausgelöst haben.

So war sie mit ihrem Mann im Urlaub. In der Nacht wurde sie durch Sirenen aus dem Tiefschlaf geweckt. Sie sprang sofort auf, weckte ihren Mann und rief ihm zu »Wir müssen hier raus«. »Er konnte mich dann aber beruhigen«, sagte sie lächelnd. So werden uns die beiden Weltkriege noch länger beschäftigen.

Abb. 101: Schatten des Krieges

Krieg unvermeidbar?

Lernt die Menschheit aus den Konflikten? Kaum. Im November 2015 diskutierten Wissenschaftler im Landesmuseum Halle anlässlich der Ausstellung »Krieg – Eine archäologische Spurensuche über Gewalt und Krieg«. Es kam zum Ausdruck, dass sich erst Kriege entwickelten, als der Mensch sesshaft wurde und es etwas zu verteidigen gab. Den Jägern und Sammlern war Gewalt sicher nicht unbekannt, aber die kleinen Gruppen konnten einander ausweichen. Sie hatten keinen Besitz. 95 % des menschlichen Daseins verlief ohne nennenswerte größere kriegerische Auseinandersetzungen. [95]

---

[95] »Verborgenes Schlachtfeld - Archäologie des Krieges« 3SAT, 12.11.2015

Erst die Anhäufung von Besitz, die Übertragung der Macht auf Einzelne oder Clans und religiöser Fanatismus lösten Zwietracht aus; es kam zu bewaffneten Konflikten.
Bei dieser Zeitreise wird deutlich, dass es immer wieder Auseinandersetzungen und Kriege gegeben hat, die durch die Waffentechnik immer verheerender wurden. 70 Jahre ohne Krieg in Mitteleuropa ist schon eine Seltenheit. Und ich wünsche unseren Kindern und Enkeln, dass sie die geschilderten Erlebnisse nie selbst erfahren müssen.
Doch ein Blick auf unsere Weltkarte sieht nicht erfreulich aus. Afghanistan, wo auch schon wieder deutsche Soldaten starben, Syrien mit der Bedrohung durch den Islamischen Staat (ISIS [96]) und einem Machthaber, der an seinem Sessel klebt, Israel, Afrika und der Terrorismus, sind so weit nicht von uns entfernt. Wenn die Bilder durch die Nachrichtensendungen flimmern, möchte man manchmal verzweifeln. Alle diese Kriege und Kämpfe haben schon wieder eine riesige Flüchtlingswelle ausgelöst. Den Machthabern scheinen ihre Menschen im Land gleichgültig zu sein. Doch wen sollen sie eigentlich noch regieren, wenn niemand mehr da ist.
Gerade ist am 13. November 2015 in Paris ein weiterer fürchterlicher terroristischer Anschlag von radikalen religiösen Gruppen mit vielen Toten geschehen. Aber auch in unserem Land tummeln sich schon wieder rechte politische und fanatisch religiöse Gruppierungen und deren Mitläufer, die in unserer Demokratie nichts verloren haben. Es heißt also aufpassen!!

In der Bibel ist zur »Die Ankündigung des messianischen Reiches« zu lesen: »Da werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen … !« (Jesaja 11,6). Das wird wohl ein Wunschtraum bleiben, solange der Mensch diese Erde bevölkert. Der Wolf wird wahrscheinlich weiter die Lämmer fressen.

[96] ISIS = Islamischer Staat im Irak und Syrien, terroristische Organisation.

Literaturliste

Mathias Beer: »Flucht und Vertreibung der Deutschen«, C. H. Beck, München 2011

Sabine Bode: »Die vergessene Generation ? Kriegskinder brechen ihr Schweigen«, Klett Cotta, Stuttgart, 2013

R. M. Douglas: »Ordnungsgemäße Überführung, Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg«, C. H. Beck, München 2013.

Ulfried Geuter: »Der Krieg, die Kinder und das Leid«, PSYCHOLOGIE HEUTE, Beltz, Weinheim, Mai 2005, S. 52

Hans F. W. Gringmuth: »Die Eingliederung der Vertriebenen in den Kreis Herford 1946 - 1952«, Untersuchung im Auftrag des Kreisheimatvereins Herford, 1995

Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl (Hg: Georg Bönisch): »Die Deutschen im Osten Europas«, Goldmann, München 2013

Michael Hallaberg, Fabian Kindt: »Heimat für Fremde«, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld, 2011

Moritz Hoffmann: »Als der Krieg nach Hause kam«, Ullstein. Berlin, 2015

Florian Huber: »Kind, versprich mir, dass du dich erschießt ? Der Untergang der kleinen Leute 1945«, Berlin Verlag, Berlin, 2015

Siegfried Janz/Bund der Vertriebenen: »Ostdeutsches Schicksal ? Über die Eingliederung der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler im Kreis Herford 1945 - 1985«, Bussesche Verlagshandlung, Herford, 1985

Andreas Kossert: »Kalte Heimat, Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945«, Siedler , München, 2009

Ernst Kuhlmann: »Die Kuhlmanns ? 100 Jahre in Exter, Erzählungen, Erinnerungen, Begebenheiten«, o. J., Vlotho-Exter (Manuskript)

Jan M. Piskorski: »Die Verjagten, Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts«, Siedler, München 2013

Hartmut Radebold in »Der Krieg«, DER SPIEGEL Hamburg, 3/2010

Hans-Günter Ruprecht: » 25 Jahre St. Hedwig Kirche« , Privatdruck, Exter 2003

Hans-Dieter Rutsch: »Die letzten Deutschen, Schicksale aus Schlesien und Ostpreußen«, Rowohlt, Berlin, 2012

Ingrid Siepmann: »Kinderjahre in Ostwestfalen«, GWB SD-05, Vlotho-Exter, 2009

Klaus Wulff: »Die Flucht und Vertreibung aus Fuchsberg« Juni 1989, überarbeitet 2002, Manuskript

Klaus Wulff: »Die ostpreußische Tragödie oder Wie eine Provinz zum Massengrab wurde.«, o. J., Manuskript

dto. »Fuchsberg - Semenovo oder Wie ein ostpreußisches Dorf stirbt«, o. J. Ms.

Alfred Maurice de Zayas: »Anmerkungen zur Vertreibung der Deutschen aus dem Osten«, Kohlhammer, Stuttgart, 1987, 2. ü. und erw. A.

Illustrationen (Quellen und Bildzitate)

Titel, 97–99 Sammlung Schulte

1 Wikimedia; gemeinfrei

2 Wikipedia; Lizenz cc–by–sa 3.0,2.5,2.0,1.0

3, 4 Wikimedia; GNU-Lizenz für freie Dokumentation. Version 1.2

5 Wikimedia; gemeinfrei Benutzer: Flostre

6 Wikimedia; GNU-Lizenz für freie Dokumentation. Version 1.2

7 Bundesarchiv. R 49 Bild-0131 / Wilhelm Holtfreter / cc–by–sa 3.0

8 Stiftung Haus der Geschichte EB-Nr. LEM 8/011

9, 10, 11, 12 Wikimedia: Bundesarchiv Lizenz cc–by–sa 3.0

13, 91–93, 95 Sammlung Steiner

14, 17, 21, 25, 32, 37, 39, 45, 46 DIERKE-Karten Verlag Westermann

15 wiki-de.genealogy.net; gemeinfrei

16, 18, 38, 40–43 Sammlung Brandt

19 www.kulturzentrum-ostpreußen.de; gemeinfrei

20 Sammlung Maroske

22 gemeinfrei

23, 24 Sammlung Weger

26 Wikimedia; gemeinfrei Autor: Fidelio

27, 28 Wikimedia; Autor: Kvikk; CC-BY-SA 4.0

29, 33 Sammlung Woldt

30 Bildzitat: www.wirtschaftsgeschichte-eberswalde.de

31 Wikimedia; Lizenz: Battle_of_Berlin-1945-a.png; Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 nicht portiert

34 Wikimedia; GNU-Lizenz für freie Dokumentation. Version 1.2; Autor Ralf Roletschek

35 Bildzitat: www.ndr.de/kultur/geschichte/chronologie/Am-Sinn-des-Lebens-irre-geworden. kriegsendedemmin100.html

36 Bildzitat: http://www.bockau-in-schlesien.de/attachments/Image/Kamoese.jpeg

44 Privatsammlung (Quelle auf Wunsch ohne Namensnennung)

47 www.schlesierland.de (Manfred Schürmann. Melle)

48-55, 57–60, 62, 63, 65ff., 72, 74, 85, 86, 88, 90, 101 Sammlung Märgner

56 Bildzitat: Archiv Zentralstelle Grafschaft Glatz/Schlesien e.V.. Lüdenscheid; Vertreibung_aus_Schlesien_0.jpg

61, 83 a/b Geschichtswerkstatt Exter

64 Firmenarchiv Christian Dierig GmbH

67, 84 Sammlung Kuhlmann

68, 69, 70 KAH Herford

71 Geschichtswerkstatt (GWB F04, »Kriegsende in Exter«)

75 Sammlung Bernsdorff (GwExter)

76 Open Street Map-Mitwirkende Lizenz CC BY-SA

77, 78 Sammlung Wulff

79, 81	Sammlung Niemann
80	Schulchronik Exter nach 1921 (KAH Herford)
82	Rich. A. Eversmeier
86	Sammlung Holtkamp
87	Museums-Schule Hiddenhausen-Schweicheln
89	Sammlung Huchzermeyer
94	nach Aufzeichnungen von Otto und Hugo Steiner rekonstruiert
100	Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Namen

Ahlers 38, 78, 113ff.
Albrecht 129
Altemasch 38
Apostel 129, 131
Bernitzke 38
Bernsdorff 125
Brandt 29, 67, 72
Budde 96, 107, 129, 137
Bulians 39
Bültemeier 131
Dahkschat 145
Deppendorf 78
Dröge 107, 137
Droste 96, 97, 99, 105
Druhmann 39
Elbing 11, 31, 33, 35
Ellermann 106, 112, 138
Flachmeier 60, 64
Friedrichs 113
Grawitter 145
Grebe 118
Grella 138
Griese 129
Grohmann 39
Gröne 129, 134
Grotegut 78, 116, 127
Heidner 87
Held 116
Helmig 39, 99
Hoberg 60, 64
Hohenstein 129
Hüsing 129, 130
Jamm 145
Kahre 117
Kixmöller 4, 60, 122
Klingenthal 109

Klinksiek 130
Knöner 39, 78, 127
Kollmeier 130
König 11, 13, 35, 39, 64, 76, 100, 130, 133
König & Böschke 39
Köpke 76
Koppmann 105
Kosiek 118
Kreis Herford 113, 124, 136
Kuhlmann 39, 105ff., 110, 112, 121ff., 137
Linke 39
Linnemann 38
Mallwen 142
Maltsch 60, 65
Märgner 76, 80ff., 86ff., 156
Maroske 37, 38
Mäser 145
Menne 97
Mennighüffen 47
Mertineit 145
Metschulat 145
Minden 44, 47
Mindener Straße 34
Möllenbeck 54, 55
Naujokat 145
Noruschat 145
Palenschat 145
Pecher 96, 116, 137
Petrek 81
Plau 52
Polangen 142
Präses Wilm 134
Reckefuß 99, 110, 131
Rhode 63
Ribbat 145
Sasse 38
Schäfer 38, 117ff.
Schemmel 124
Schierbecker 47
Schlosser 60, 63, 145
Scholz 136
Schröder 130
Schulte 2, 5, 80, 81, 146
Schwandt 145
Seidel 72, 73
Sewald 145
Siepmann 106, 108, 110, 115
Steiner 4, 5, 24ff., 141, 145
Sünkel 129
Tesch 145
Traue 95, 114
Turunk 145
Vogelsang 107
Wallat 145

Weger 4, 42
Wehmeyer 106, 111ff., 127, 128
Wiebesiek 128
Wintermeier 78
Woldt 4, 49, 130
Wulff 124, 126

Orte, Stätten, Stichworte

Abschruten 28
Allenstein 141
Alt Reichenau 4, 67, 69, 72
Alte Schmiede 138
Alte Schule Exter 127
Alter Krug, Gohfeld 39
Auf der Brinkschmiede 99
Autobahnkirche Exter 105, 125
Basbeck 69, 71
Bielawa 103, 149, 152
Biele 80, 146, 147
Bielefeld 27, 28, 47, 114ff.143
Bitzingen 24, 28, 141, 144ff.
Blücher, Gut 52
Bund der Vertriebenen 137ff.
Bunzlau 75
Chemnitz 92, 148
Cloppenburg 44, 45
Dänemark 11, 37
Danzig 11ff. 16, 34, 37
Dauben-Brink 39
Demmin 59
Detmolder Straße 64, 107, 122
Dierig/AG 101ff. 148, 151
Dierschau 33
Dornberger Heide 131, 137
Dresden 61
Ducherow 26, 28
Eberswalde 4, 49, 50ff., 54ff
Eichholzsiedlung 47, 126
Eichsfeld 38
Elbe 52, 53, 91
Elverdissen 38, 77ff., 113ff.
Emsteck 45
Eulenbahn 80ff. 103, 147
Eulengebirge 80, 83, 101, 103
Exter Nr. 39 130, 133
FC Exter 137
Finow-Kanal 56, 57
Gedhus 38
Geilenkirchen 110, 121, 122
Gohfeld 39
Görlitz 61, 62, 151
Groß Rosen KZ 83, 103

Güldenboden 31
Gumbinnen 142, 143
Habelschwerdt 76, 78, 79, 119
Hagenmühle 5, 96, 98ff., 135
Halstern 47
Häver 47, 48
Heitland 105, 112, 130
Helmstedt 71
Herford
34, 39, 64, 87, 95, 108ff.113, 116, 121ff. 128, 136, 153
Herforder Kleinbahn
105, 107, 118
Herforder Straße 39
Herrleinberg 100, 146
Hirschberg 61
Hochwald – Schokoladenfabrik
136
Hollenhagen 110, 121
Holstebro 38
Im Königsfeld 122
Interessengemeinschaft
der Ostvertriebenen 137
Jütland 38
Kaliningrad 29
Kamöse 60, 62, 63, 64
Kath. Kirche St. Hedwig 131
Kindelsdorf 4, 74, 75, 76
Kirchgandern 38
Kleine Schule Exter
99, 127, 130, 133
Kohlfurt 75
Königsberg 11, 13, 29, 35, 142
Königstein 143
Köslin 13, 32, 34, 42ff., 44, 47, 48
Lager Friedland 62, 63
Langenbielau
14, 80, 82, 84, 86, 90, 91, 94, 100ff., 146ff.
Lauenburg 37, 39, 41, 52
Litauen 12, 142
Löbau 61ff.
Löhne 39
Marienburg 11, 12, 33
Meersburg 39
Melle 63
Möller 38ff., 129, 137
Mutter Rieso, Gaststätte 34
Nelkenstraße, Exter 124, 125
Neu Reichenau 72
Neundorf 76ff.
Neuruppin 52
Nidden 142
Niederbielau 146
Nissenhütten 107, 137
Oberländischer Kanal 36
Oder–Neiße–Linie 11, 61, 66
Oederan 92, 94

Oldenburg 45, 47
Organisation Todt 106, 127
Parchim 52
Peterswaldau 14, 101, 149, 151
Pieszyce *s. Peterswaldau*
Pillkallen 4, 28, 29
Pivitstraße 34
Preußisch Eylau 141, 143
Preußisch Holland 29, 31ff. 35
Rastede 44, 45, 47
Regierungsbezirk Detmold 113
Regierungsbezirk Minden 113
Reichenbach
80, 81, 90ff. 100ff., 149
Remerloh 47
Rinteln 55
Rominter Heide 143
Rote Erde, Exter 47, 124
Salze 78
Sarbinowo *s. Sorenbohm*
Schloßberg 24, 28, 143
Schwartow 37
Schwarzenmoor 32, 34, 64
Schwerin 52, 54
Siebenbürgen 121
Solterbergstraße 125
Solterwisch 61, 64
Sorenbohm 42, 43, 44, 48
Sportgemeinschaft Einigkeit Exter
137
Steinbrinkstraße 95, 96
Steinegge 78, 111, 112
Stettin 13, 47, 141, 143
Tilsit 142
Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. 155ff.
Waldenburger Bergland 67
Waldenburger Brücke 146
Weichsel 26, 33, 34
Westpreußen 10ff., 41, 118
Wittstock an der Dosse 52

Geschichtswerkstatt Exter e. V. – Pivitstraße 25 – 32602 Vlotho Exter
Internet: www.gwexter.org -- e-mail: info@gwexter.org

Redaktion und Gestaltung: Wilfried Sieber (v.i.S.d.P.)